This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

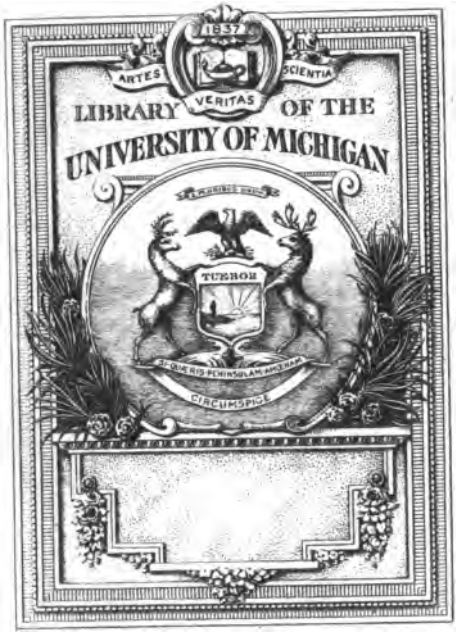
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

838
H470
N267

NEUE HEINE FUNDE

Leipzig.
Verlag von H. Barsdorf.
1898.

Auch in originellem Einbande zum Preise von Mark 2.— erhältlich.

Im Verlage von H. Barsdorf in Leipzig erschienen:

Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts

von

Georg Brandes.

Fünfte, nach den neuesten, dänischen Originalen gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. 1897.

Jubiläums-Ausgabe.

6 Bände. Gr. 8° Format. Eleg. brochirt M. 25,—. In 6 Original-Leinwandbänden M. 30.—. In 6 Original-Halbfranzbänden M. 34,—.

Jeder Band ist abgeschlossen und einzeln käuflich

Bd. 1.	Emigrantenlitteratur.	18	Bogen.	Eleg.	broch.	Mark 4.50
„ 2.	Romantische Schule in Deutschland.	23	„	„	„	„ 4.50
„ 3.	Reaktion in Frankreich.	19	„	„	„	„ 4.50
„ 4.	Naturalismus in England.	25	„	„	„	„ 6.—
„ 5.	Romantische Schule in Frankreich.	26	„	„	„	„ 6.—
„ 6.	Das junge Deutschland.	27	„	„	„	„ 6.—

In eleg. Original-Leinwandband gebunden à 1 Mark mehr. (Die Ausgabe in Original-Halbfranzband ist nur komplet zu beziehen.)

Auch in 25 Lieferungen à 1 Mark zu beziehen.

Fünfundzwanzig Jahre waren im November 1896 verflossen, seit die „Hauptströmungen" zum erstenmal als Vorlesungen an der Kopenhagener Universität gehalten worden waren und sich im Fluge die Herzen der geistig Freigewordenen aller Kulturländer erwarben.

Seitdem hat das Interesse an diesem epochemachenden Werk von Jahr zu Jahr zugenommen, es machte schnell seinen Rundgang durch die zivilisierte Welt und ist heute in fast jeder besseren Privat-Bibliothek anzutreffen.

Brandes' „Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts" reiht keine trockenen Daten und Namen aneinander, denn Brandes beschränkt sich stets auf die Besprechung derjenigen Hauptwerke, in welchen die geistige Entwickelung der Menschheit zu einem wesentlich veränderten Standpunkt gelangt und durch die Aufstellung neuer Ideale und Probleme, wenn auch oft auf seltsamen Umwegen, eine höhere Stufe erklimmt. Da diese Entwickelung ihrer Natur nach keine einseitig nationale, sondern eine allgemein europäische ist, so läßt sie sich nur auf dem Wege vergleichender Litteraturbetrachtung, und vor allem auch nur unter steter Rücksichtnahme auf die politischen, religiösen und sozialen Zeitverhältnisse verstehen.

Eine solche geistreiche und doch wissenschaftliche Darstellung zu geben, war ein künstlerisch und kritisch geschulter Geist, wie der des berühmten dänischen Kritikers erforderlich. Und in der That, sein Aufrollen gewaltiger Perspektiven, sein Auffinden ungeahnter Beziehungen bei Menschen und Werken, mit denen wir uns längst vertraut glaubten, üben auf den Leser gleichsam einen magnetischen Einfluß aus, der von Seite zu Seite an Macht gewinnt und ihn bis zum Ende des Werkes gebannt hält.

All diese in großen Umrissen gegebenen Vorzüge des Brandes'schen Werkes haben zusammengewirkt und demselben einen Weltruf verschafft, den ein volles Vierteljahrhundert in allen Kulturländern zu einem dauernden gefestigt hat.

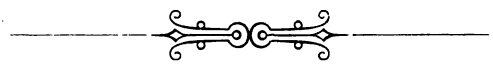
Neue
Heine-Funde.

Veröffentlicht

Von

J. Nassen.

Verfasser von H. Heines Familienleben.



Erstes und zweites Tausend.

Leipzig.

Verlag von H. Barsdorf.

1898.

German
Harrisonitz
4-29-24
9614

X/5710

31 Oct. 25 EHM

Inhalt.

	Seite
1 Auf dem Boulevard du Calvaire. Ein bisher unbekanntes Gedicht von H. Heine	1
2. H. Heine und J. P. Lyser	6
3. Ein Sonett an Heine aus dem Jahre 1837	9
4. Sonnenuntergang. Eine poetische Paraphrase des gleichnamigen Gedichtes. Von H. Heine	10
5. Die erste bisher unbekannte Biographie Heinrich Heines. Von seinem Jugendfreunde J. B. Rousseau. Aus dem Jahre 1838.	14
6. Heine als politischer Flüchtling	39
7. Heine über G. Rossini	56
8. Eine französische Uebertragung von 4 Stücken der „Englischen Fragmente“ von Dr. Max Kaufmann, dem ersten, bisher unbekannten Heineübersetzer	66
9. P. Brignault (Urbain Didier) und A. Dupuy als französische Heineübersetzer	97
10. Proben englischer und spanischer Uebertragungen Heinischer Poesien	109
11. Dr. Ed. Duller über Heines Geburtsjahr	111

Vorwort.

In meinem Buche „H. Heines Familienleben“ wies ich an mehreren Stellen auf die Unzulänglichkeit der bisherigen Heineforschung hin.

Daß diese wirklich in mancher Beziehung noch viele Aufgaben zu lösen hat, lehrt selbst ein flüchtiger Blick auf das Inhaltsverzeichnis des vorliegenden Büchleins, dem ich in nicht allzu ferner Zeit noch ein zweites werde folgen lassen.

Meine Amtsgeschäfte hinderten mich, die neuen Veröffentlichungen überall mit erklärenden oder berichtigenden Anmerkungen zu versehen.

Dies zur Nachricht für meine Kritiker.

Aachen, den 28. Oktober 1897.

Der Verfasser.

Trotzdem alljährlich eine Reihe von Büchern über Heinrich Heine erscheint, haben wir doch seit der Herausgabe der Familienbriefe des Dichters durch Baron Ludwig von Embden und einigen gelegentlichen Veröffentlichungen, welche in litterarischen Zeitschriften erschienen, wenig Neues von Heine erhalten.

Deshalb freue ich mich, hier einige Heinica bieten zu können, die längst verschollen und vergessen sind.

Einige französische Uebersetzungen von Liedern Heine's, die ebenfalls sämtlichen Heineforschern, so weit ich sehe unbekannt sind, und noch mehrere kleinere Sachen habe ich hinzugefügt als bescheidene und doch vielleicht manchem liebe und erwünschte Gabe.

1.

Auf dem Boulevard du Calvaire.

Ein bisher unbekanntes Gedicht H. Heine's.

Ich gebe zunächst ein Lied, dem man bei jedem Worte den Pulsschlag Heinischer Poesie nachfühlt. Es gehört zu jenen Gedichten, in denen Heine mit einer gewissen Reimkomik ohne Rücksicht auf Versreinheit Fremdwortreime benutzt, um in der vollen Natürlichkeit einer unmittelbaren Empfindung ein einfaches Bild aus dem Leben wie einen Hauch an uns vorüberziehen zu lassen.

Es entstand im Jahre 1845 und findet sich in dem verschollenen Buche: „Die deutsche Flagge." Ein Album, herausgegeben von Eduard Boas im Jahre 1846. Aus diesem hat

es eine vor mir liegende Zeitschrift mit der vollen Unterschrift „Heinrich Heine“ abgedruckt. Das Album selbst konnte ich trotz aller Bemühungen nicht ausfindig machen.

Der schöne Beitrag, den Heine geliefert hat, bezeugt deutlich sein reges Interesse für Deutschlands Wohl und Weh, zeigt ihn als Vorkämpfer für Schleswig-Holstein und Förderer einer deutschen Flotte.

Die hoch bedeutsame Ankündigung des Albums lautet:[1])

„Die deutsche Flagge.“

„Ein Album.“

Alle Unterhandlungen wegen Aufhebung des Sundzolles sind abgebrochen worden; alle Kämpfe gegen die Herzogtümer Schleswig und Holstein dauern erbittert fort. Es muß daher jedes andere Interesse fürs erste schwiegen, wenn wir nicht den Verdacht der Teilnahmlosigkeit auf uns laden wollen. Im vorigen Jahre beabsichtigte ich, mit skandinavischen Dichtern vereint, ein Album herauszugeben, das den Titel: „die Stammverwandten“ führen sollte.

Jetzt entsage ich diesem Plan. Wir brauchen keine Bündnisse mit fremden Staaten; nur festes Zusammenhalten in uns, nur eine eigene Seemacht brauchen wir, dann ist Deutschland unüberwindlich. Mein Album heißt nun: „die deutsche Flagge“, und wenn alle hervorragenden Geister germanischen Stammes, aus Süd und Nord, daran Teil nehmen, so wird es dem Auslande Zeugnis geben von unsrer Einigkeit, von unsrer innerlichen Kraft. Viele namhafte Schriftsteller haben mir bereits Beiträge anvertraut, und ich bin fest überzeugt, wegen des veränderten Planes fordert keiner

[1]) Abendzeitung 1845.

seine Gabe zurück. Diejenigen Dichter aber, welche mich noch durch ihre Mitwirkung erfreuen wollen, bitte ich, ihre Beisteuer in Poesie oder Prosa bis zum 1. Juni d. J. an die löbl. Herbig'sche Buchhandlung in Leipzig gelangen zu lassen. Weder ich, noch der Herr Verleger, mag einen Vorteil aus dem Werke ziehen, sondern der ganze Reinertrag desselben soll den armen Spinnern und Webern im Riesengebirge zu gut kommen. Eduard Boas.

„Hierzu finde ich folgenden Artikel:[1])

„Herr Eduard Boas wollte, mit skandinavischen Dichtern vereint, ein Album herausgeben, das den Titel: „Die Stammverwandten" führen sollte. Jetzt[2]) kündigt er an, daß er diesen Plan aufgegeben. Und warum? „Alle Unterhandlungen wegen Aufhebung des Sundzolles sind abgebrochen worden; alle Kämpfe gegen die Herzogtümer Schleswig und Holstein dauern erbittert fort. Es muß daher jedes andere Interesse schweigen, wenn wir nicht den Verdacht der Teilnahmlosigkeit auf uns laden wollen."

„Dem Schreiber dieser Zeilen scheint das doch zu weit gegangen. Oder ist der König von Dänemark selbst Dichter? Ist's sein Ministerium? Und wollten König und Ministerium sich mitdichtend an den „Stammverwandten" beteiligen?"

„Wir haben Ursache, in alles dieses großen Zweifel zu setzen. Warum also die skandinavischen Dichter ausschließen von einem Unternehmen, das das Beste der armen Spinner und Weber im Riesengebirge zum Gegenstand hat.

„Wir schmeicheln uns auch gute Patrioten zu sein, aber alles in der Welt, und somit auch der Patriotismus, kann

[1]) Das Vaterland 1845, Nr. 60, das hier seinem Namen wenig Ehre macht.

[2]) April 1845.

ins Lächerliche umschlagen. Uebrigens wünschen wir darum nicht weniger dem modifizierten Unternehmen des Herrn Boas, welches „Die deutsche Flagge" heißen soll, alles Gute." Soweit der Korrespondent des Vaterlands.

Wenn auch Ed. Boas mit seinem Album wenig Glück[1]) gehabt hat, so müssen wir es ihm doch hoch anrechnen, daß er so warm für die deutschen Interessen eintrat.

Der in dem Beitrage Heine's erwähnte Boulevard ist offenbar der noch heute existierende Boulevard des Filles du Calvaire, an den sich die rue des Filles du Calvaire anschließt, benannt nach einem 1633 gegründeten Nonnenkloster. Etwa 2 Kilometer davon wohnte Heine damals, auf dem Boulevard Poissonnière.

Ob „Viaud" der wirkliche Name des Besitzers oder der Besitzerin war, konnte ich nicht feststellen.[2]) Doch wird man das ruhig annehmen dürfen, da der Dichter fast immer das Ding mit seinem richtigen Namen nennt.

Ich lasse nun das hübsche Gedicht, das sich in keiner Ausgabe der Werke Heine's findet, selbst sprechen:

Auf dem Boulevard du Calvaire.

(1846)

Auf dem Boulevard du Calvaire,
Wo die Blousen stehen bleiben,

---

[1]) Jetzt versteht man auch, warum Heine sich 1846 so höhnisch im „Vorwärts" über die deutsche Flotte ausließ und sang:

„Wir träumten von einer Flotte jüngst,
— — wir hatten fast
Schon eine Seeschlacht gewonnen —
Doch als die Morgensonne kam,
Ist Traum und Flotte zerronnen," — —

[2]) In einer längeren lustigen Plauderei über Pariser Restaurants aus dem Jahre 1835 wird Viaud nicht erwähnt.

Wo die helle Reverbere
Strahlt durch blankgeputzte Scheiben,

Wo mit goldnen Lettern Viaud
Schon von ferne ist zu schauen,
Thront die schönste aller Frauen,
Von der Spree bis zum Ohio.

Zwei südschwarze Augen blicken
Sittsam auf die griech'sche Nase,
In dem goldgerahmten Glase
Spiegelt sich der weiße Rücken.

Dunkle Locken wallen nieder
Auf des Busens reinsten Sammet;
Von dem enggepreßten Mieder
Eine Demantbrosche flammet.

Immer still und ruhig bleibt sie,
Wie auch wechseln die Gerichte —
Kalt und unbestechlich schreibt sie
Die Restaurationsgeschichte.

Den Garçons winkt sie verstohlen,
Daß kein Gast unduldsam warte,
Daß nicht fehle, was befohlen,
Eine Wahrheit sei die Karte.

Auf dem Boulevard du Calvaire,
Wo die großen Spiegelthüren,
Kann für dreißig Sous, auf Ehre,
Man ganz allerliebst dinieren.

Heinrich Heine.

2.

H. Heine und J. P. Lyser.

Vorstehenden schönen Versen möchte ich noch 4 Zeilen anreihen, die gleichfalls bisher unbekannt geblieben sind. Sie sind an einen Freund des Dichters gerichtet, an den tauben Maler und Schriftsteller Johann Peter Lyser, der auf Heine's Anregung zu Immermanns Tulifäntchen und zu einigen seiner eigenen Humoresken Illustrationen lieferte. Heine schätzte den Jugendfreund sehr und bedauerte, „daß für solche Menschen nichts geschehe." Eine hübsche Zeichnung Lyser's aus der Harzreise schenkte Heine Frau Lewald bei seiner Abreise von Hamburg[1])

Doch geben wir Lyser selbst das Wort (1846):

„Tote und Lebende."

Von J. P. L.

Heinrich Heine.

„Der Kopf ist leer, das Herz ist voll;
Ich weiß nicht, was ich schreiben soll.
Ich bitte die lieben deutschen Götter
Für dich um gutes Reisewetter."

H. H.

„Diese Worte schrieb mir Heine in ein Exemplar seiner Reisebilder, welches er auf meinem Zimmer für die zweite Auflage vermehrt und verbessert hatte, wobei er sich dann manchen Einwurf meinerseits gefallen ließ und über manchen

[1]) Näheres Strodtmann, H. Heine's Leben u. Werke. Bd. I. 1873, 632—634.

mich tüchtig auslachte. Es war Ostern 1831, als wir beide mit herzlichem Händedruck, und was bei Heine und mir (die beide damals den Grundsatz hatten, nur schöne Mädchen zu umarmen!) etwas sagen wollte, mit einer langen, herzlichen Umarmung von einander schieden. Guter Heinrich! ahnte dir so etwas davon, daß wir uns im Leben nimmer wiedersehen würden? Ich hätt' es damals nicht gedacht!

— — — — — — — — — — — —

„Vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an gehörte Heine mir zu jenen Menschen, an die ich täglich, stündlich gedacht habe und noch denke, mit unverminderter Begeisterung, und das will bei mir nach 15jähriger Trennung immer mehr bedeuten, als wenn ich in meinem Sündenregister nachschlage, wie oft ich mich verliebt habe, bekorbt und erhört worden bin.

„Vielleicht ist Heine schon tot, indem ich diese Zeilen schreibe, denn wenn dieser „die süße, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens" unbändig liebende Mensch sich selber nur noch auf höchstens zwei Jahre zu leben vorbereitet, so muß es schlimm um seine körperliche Gesundheit stehen, denn außer E. T. A. Hoffmann ist mir kein Mensch vorgekommen, der inniger zu leben, unter jeder Bedingung, nur zu leben wünschte, als H. Heine. Ich glaube, er würde es zufrieden sein, wie Hoffmann, des Gebrauches aller Glieder beraubt — „wie ein Stück Holz" (Hoffmann's Ausdruck über sich) auf dem Divan dazuliegen, blieben nur Kopf und Herz gesund und ihm so viel Stimme, um einem Schreiber seine Einfälle in die Feder diktieren zu können.[1]) Mozart soll dieselbe unbändige Lebenslust gehabt haben, und ist das ein Wunder bei Menschen, denen bei aller Gebrechlichkeit des Körpers die schöpferische Kraft der Seele unvermindert blieb? die es fühlten, wie viel ihnen

[1]) Lyser hat mit klarem Blick Heine's trauriges Geschick geahnt.

noch zu thun übrig? Lebenssatt wird kein geisteskräftiger Mensch, und Heine wird das Leben glühend lieben bis zum Augenblick, wo er seinen letzten Athemzug aushaucht.

„Dieses wohl wissend, hat mich nichts so mächtig ergriffen, als Heine's, des Hoffnungslosen, Worte in seinem Briefe an Julius Campe: „O, daß es mir vergönnt wäre, vor den alten sterbenden Freund hinzutreten und ihm zuzurufen: „Gewiß, Heinz! gewiß!"

„Ich weiß, das würde ihn mehr kräftigen, zum letzten irdischen Werke, dem von ihm so sehr verabscheuten Sterben, als die salbungsvollste Rede des salbungsvollsten Redners.

„Heine hat, wie er selbst sagt, ein schönes Leben gelebt! denn daß ihm Berlin verboten war, indessen Paris ihn gastfrei aufnahm, will so viel für ihn nicht bedeuten, ist doch der Deutsche der neuesten Zeit überall mehr zu Hause als im Vaterlande, und Heine bewahrte sich ein Herz für alles, was *echt deutsch* war, auch in Paris, wie seine Vorliebe für unsern Grillparzer bezeugt.

„Und ist der Heine nur erst einmal tot, da wird Deutschland sich ihn auch bewahren, als einen der besten seiner Söhne, den es gebar. Zählt nur immer seine Fehler und Untugenden, so viele er deren hatte, auf! Er kann es vertragen, und das Facit der Rechnung wird doch immer zu seinen Gunsten lauten, und arme Schelme meines Schlages werden immer und ewig ausrufen müssen: „Er ist der Glückliche!"

„Und das ist meine Abrechnung mit dir, Heinz! und so fahr' wohl, und stirbst du, — mir lebst du, wie allen, die dich wie ich gekannt haben, und daß ich auch dir so lebe, dessen will ich mich freuen bis aufs Wiedersehen durch Gevatter Hein!"

— — — — — — — — — — — —

3.

Ein Sonett an Heine aus dem Jahre 1837.

Den Schluß der poetischen Gaben möge ein Sonett an Heinrich Heine aus dem Jahre 1837 bilden, das ebenfalls bisher nicht bekannt geworden ist. Es findet sich in einer Festgabe zur Säkularfeier der Universität Göttingen und ist Alexander von Humboldt, dem höchsten Gaste bei diesem Feste, zugeeignet. Hier werden in einem Sonettenkranze die bedeutendsten Männer besungen, welche mit der Erinnerung an Göttingen sich verflechten, zuletzt auch H. Heine, „der ebenfalls in Göttingen studiert hat und Doktor der Rechte geworden ist." „Diesen Namen hier nicht vergessen zu haben, dünkt uns" — sagt ein Referent — „ebenfalls so löblich als notwendig, und in welch gutem Sinne die Jünglinge (2 junge Poeten) hier ihren Lieblingsdichter beurteilen, ja gewissermaßen strafen und warnen, bezeuge das ihn betreffende Sonett selber:

Heinrich Heine.

Von edlen Blüten melden uns die Sagen,
Die aus dem besten Herzblut aufgeschossen,
Die aus dem Grab versunkner Freuden sprossen,
Und auf den Blättern Schmerzenslaute tragen.

So mahnen mich, o Dichter, Deine Klagen,
Die aus dem tiefsten Weh der Brust ergossen,
Bald hold und zart, bald stark und wild entflossen,
In schläfrigen und düster bangen Tagen.

Der Du den Schleier wagtest aufzuheben
Von bunten Lappen und geschminkten Leichen,
Du hast gethan, was Dir der Geist geboten.

Auf aus dem Schlummer, dem Du Dich ergeben!
Nun gilt's, mit Ernst das Höchste zu erreichen!
Sonst sei hinweggeworfen zu den Toten!" —

Der folgende Fund bedarf wohl keiner Erläuterung, da ein poetisches Schreiben ihn einführt, dessen mir unbekannter Verfasser auch in Bezug auf Heine's äußere Verhältnisse den Nagel auf den Kopf trifft.

4.

Heine und der Sonnenuntergang.

1838.

„Es muß für jeden deutschen Litteraturfreund von großem Interesse sein, in dem eben erschienenen Pariser Almanach: „La corbeille d'or" für 1839 unter der großen Zahl der geachtetsten französischen Schriftsteller wie Lamartine, Victor Hugo, Alexander Dumas, George Sand, Mde. Girardin, Picard, Didot, Paul de Musset, Jean Reboul, Sainte-Beuve, Resseguier, Valmore, Deschamps u. s. w. auch den deutschen Namen Heinrich Heine zu finden.

„Es thut dem Herzen so wohl, unter all diesen glänzenden Fremdlingen, die uns in diesem ausgewählten, litterarischen Zirkel begegnen, endlich auch einen alten lieben Bekannten zu treffen, unter dessen elegantem Salonfrack uns doch das warme deutsche Herz entgegenschlägt, und wir drücken ihm recht fest die kleine weiße Hand, worauf der Dichter des Buches der Lieder sich so viel zu Gute thut.

„Von all den schönen bunten Blumen duftet uns aus dem goldnen Körbchen die, welche unser liebenswürdiger Landsmann hineingestreut, als eine der lieblichsten entgegen.

„Seht diesen zarten in dunkler Schattierung gehaltenen Farbenschmelz und atmet diesen köstlichen Duft ein — es ist die schwermütige Viole, welche ihr glühendes Haupt in dem kühlen Abendthau badet und betäubend hinausduftet in die schwüle Sommernacht.

„Eine freundliche Blüte der Poesie, an der die zarte Tendenz, das tiefe Gefühl, die schwermütige Folie, auf der die ganze Episode ruht, und die Eleganz im Ausdruck gleich ruhmwürdig sind.

„Wie erfreulich es aber auch ist, den deutschen Dichter einen solchen Ehrenplatz in einer fremden Litteratur einnehmen zu sehen, so ist es doch zu bedauern, daß die Produktivität seines Geistes sich so zersplittert und zwischen zwei Nationen geteilt ist. Ueberhaupt hat Heine's Muse in den letzten Jahren sehr gefeiert. Wer schuld daran ist, das mögen die Götter wissen. Aber ich habe die Ueberzeugung, die Ursache liegt in seinen äußeren Verhältnissen.

„Natürlich, wo man darauf denken muß, wie sich der Tisch deckt, und wie man die Schneiderrechnung bezahlen soll[1]), da kann der Genius nicht frei seine Schwingen entfalten, um hinauf in die Wolken zu steigen, da flattert er ängstlich am Boden wie ein junger Aar, dem man die Flügel gebrochen hat.

„Es ist traurig, daß Deutschland seine Schriftsteller so wenig oder gar nicht unterstützt und ihnen hinterher, wenn ihre Gebeine in der Erde modern, kostbare Monumente errichtet. Wahrlich eine sonderbare Entschuldigungsweise, die beste Persiflage des Egoismus! — Der Raum ist hier zu beschränkt, um mich weiter darüber auszulassen. Aber das ist die Zeit der Eisenbahnen und der Monumente! —

---

[1]) Vgl. mein Buch, H. H.'s Familienleben, besonders S. 22, 25 f., 74, 77—80 u. a.

„Heine ist nun vollends übel daran, fern von seinem Vaterlande und seinen Tagesinteressen, in der fremden Weltstadt, unter so manchen engenden Verhältnissen.

„Da fehlt ihm sein Lebens-, sein Dichterelement, ohne welches ihm eben so wenig wohlig sein kann wie dem Fisch ohne sein Wasserelement. So ist es kein Wunder, wenn der große Dichter kein großes Werk zu Tage fördert und nur zersplitterte Journalartikel schreibt, halb auf französischem, halb auf deutschem Gebiet, bald einen Beitrag für die Revue de Paris — — — bald Briefe in Lewald's Theaterrevue oder eine Vorrede zum Don Quixote. (So ist er jetzt damit beschäftigt, einem Pariser Buchhändler den Text zu einer Sammlung von Shakespeare's Frauenbildern zu liefern.)

„Und das ist der Autor der Reisebilder, der Sänger des Buches der Lieder, das ist der deutsche Dichter Heinrich Heine oder, wie ihn die Franzosen nennen Monsieur Ane.

„Armer Unsterblicher: aber ich will aufhören, dich zu beklagen. Nun möge die Episode des Dichters selbst folgen.

Der Sonnenuntergang.

Der purpurglühende Phoebus steigt hinab in das silbergraue Meer, in das Weltmeer, das weitaufschäumende, und rosige Luftgebilde schweben in seinem Gefolge. Da zeigt ihm gegenüber hinter dem sommernachtsfarbigen Schleier Luna ihr trauriges und totenblasses Antlitz, und hinter ihr flimmern leuchtende Funken, die Sterne in nebliger Ferne.

Einst strahlten am Himmel, durch das eheliche Band vereinigt[1]) Göttin Luna und Gott Phoebus, und die Sterne, die kleinen unschuldigen Kindlein, wimmelten um sie herum.

[1]) In Haydn's „Schöpfung" wird die Sonne „ein wonnevoller Bräutigam" genannt.

Aber Läſterzungen ſchwätzten die Zwietracht auf, und feindlich trennte ſich das hohe glänzende Paar.

Jetzt erſcheint der Gott dort oben allein in einſamem Glanze, angebetet und geprieſen von den ſtolzen Menſchen, die das Glück verhärtete. Aber in der Nacht irrt Luna, die unglückliche Mutter, am Himmel umher mit den Sternen, ihren verwaiſten Kindern, und ſtrahlt in ſtummer Schwermut. Ihr weihen liebeglühende Jungfrauen ihre Thränen und gefühlvolle Dichter ihre Lieder.

Die zärtliche Luna, ganz das hingebende Weib, liebt noch immer ihren ſchönen Gemahl. Gegen Abend ſchielt ſie blaß und zitternd hinter einer dünnen Wolke zu ihm hinüber, ſie folgt ihm mit einem Blick voll unendlichen Schmerzes, wenn er ſich entfernt; ſie möchte ihm in ihrer Herzensangſt zurufen: „O kehre wieder, kehre wieder! Deine Kinder wollen ſo gern bei dir ſein!“

Aber der ſtolze Gott errötet bei dem Anblick ſeiner Gattin in der Doppelglut des Zornes und des Schmerzes; — unerbittlich ſtürzt er ſich in die kalten Fluten, ſein vereinſamtes Bett. — —

So tragen Läſterzungen ſelbſt den ewigen Göttern Leid und Unglück zu, und die armen Götter durchwandeln am Himmel jammervoll ihre end- und troſtloſe Laufbahn. Ach, ſie können nicht ſterben — und ewig ſchleppen ſie ihre Strahlenkrone mit ſich fort, die mit Jammer ausgefüttert iſt.

Aber ich armſeliges Menſchenkind, das ich hier auf die Erde gepflanzt bin und das Privilegium habe zu ſterben, ich will aufhören zu klagen.

Heinrich Heine.“

Alle, die Heine einigermaßen kennen, haben wohl ſchon gemerkt, daß ſie hier eine Paraphraſe des ſchönen Liedes

„Sonnenuntergang“[1]) aus dem ersten Cyklus der „Nordsee“ vor sich haben.

5.

Die erste größere, bisher ganz unbekannte Biographie Heine's von seinem Jugendfreunde J. B. Rousseau.

J. B. Rousseau, etwas jünger als H. Heine, war zu Bonn am 29. Dez. 1802 geboren und stand mit dem Dichter in innigster Beziehung. Obgleich diese intime Jugendfreundschaft der beiden Literaten bald ein jähes Ende fand, weil Rousseau wegen seines Dichterfreundes „kränklicher Unumwundenheit“ diesem die Freundschaft kündigte, so schätzte Heine doch den Bonner Freund, wie der unten von Rousseau selbst citierte Brief bezeugt, persönlich sehr hoch. Heine sagt auch in einem Schreiben an Simrock: „So ist unter anderen mein Freund Rousseau unwillig geworden, daß ich ihn nicht in seinen poetischen Unternehmungen kräftig unterstütze, und er hat mir sogar vor einem halben Jahre förmlich die Kameradschaft aufgekündigt, als ich mich unumwunden über die Hohlheit und Leerheit seines Zeitschrifttreibens gegen ihn aussprach. Du magst sagen, was Du willst, er hat wahrhaftig echtes Talent und verdient schon seines Herzens wegen ein besseres Schicksal in der Litteratur. Aber der Teufel hole sein zweckloses Treiben! Mich wenigstens will es bedünken, als ob es einem tüchtigen Geiste minder unerquicklich wäre, etwas Schlechtes zu thun.

Daß aber nicht nur Heine's unumwundene Erklärungen

[1]) bei Elster I., 164 f.

bezüglich der litterarischen Thätigkeit Rousseau's schuld an der Trübung des freundschaftlichen Verhältnisses waren, sondern auch seine „perpetuellen Angriffe auf Kirche und Staat" zeigen die unten folgenden Worte des Beleidigten

Rousseau gab dann 1836 in der Probenummer seiner Zeitschrift „Der Leuchtthurm" einen Aufsatz über Heine's romantische Schule" der in den leidenschaftlichsten Ausdrücken gegen Heine eiferte. Hier heißt es am Schluß: „Schimpfe auf dein Vaterland, lästere seine geachteten Männer, verspotte unsere Religion — aber hüte dich zu wähnen, daß du dir durch diese Mittel Achtung erwirbst! Das sagt dir ein alter Freund, der dich immer wie einen Bruder geliebt, immer für deine Ehre in die Schranken getreten ist."

Heine hat nie auf diese Invektiven, die er auch wohl teilweise als berechtigt anerkennen mochte, geantwortet.

Im Jahre 1840 ließ J. B. Rousseau unter der Rubrik „Lebende Bilder, nach eigener Anschauung gezeichnet", auch die bedeutsame Biographie erscheinen, die ich unten folgen lasse. Bei ihrer Lektüre muß man sich sagen, daß Heine sich nicht in seinem alten Freunde geirrt hat. Denn sine ira et studio läßt Rousseau die einzelnen Episoden aus Heine's Leben an uns vorüberziehen. Diese in manchen Beziehungen ergänzende Biographie war bislang verschollen, deshalb gebe ich nunmehr dem Jugendfreunde Heine's das Wort, indem ich nur hie und da einige Erläuterungen beifüge. Hätte diese Lebensskizze Unwahres enthalten, so würde Heine wohl nicht geschwiegen haben, da er damals noch nicht an sein gräßliches Schmerzenslager gebannt war und die nötige Kraft und den nötigen Einfluß besaß, falschen Darstellungen mit den ihm zu Gebote stehenden Waffen entgegenzutreten.

Lebende Bilder.

Nach eigener Anschauung gezeichnet von J. B. Rousseau

Heinrich Heine zu Paris.

Kleine, ziemlich muskulöse Gestalt; blonde Haare mit weißen durchmischt; hohe und bedeutsame Stirne; um den Mund immerwährend ein ironisches, gutmütiges Lächeln; die Hände hält er meist auf dem Rücken, und schlottert so seinen Entengang dahin. Hält sich für schön und kokettiert im Spiegel heimlich mit sich. Er spricht gut und hört sich gern sprechen; so oft er einen Witz reißt, lacht er laut auf, dann wird seine Physiognomie, die sonst nichts auffallend Orientalisches hat, ganz jüdisch, und die ohnedies kleinen Augen verschwinden beinah. Seine Gesundheit ist schwankend; an seinen Augen soll er jetzt so leiden, daß die Kunst zu sorgen hat, das Schicksal Pfeffel's von ihm abzuwehren. Bei einem so seltenen Geist genügt die kurze Anzeige „wie er sich räuspert und wie er spuckt", nicht einmal, um sein ußeres. Porträt festzustellen; ich lasse daher eine Skizze seines Lebens und seiner geistigen Eigentümlichkeiten folgen. Vielleicht kann niemand in Deutschland diese Nachrichten so authentisch geben, als Friedrich Steinmann zu Münster und ich, seine beiden nächsten Jugendfreunde.

Heinrich Heine wurde 1797 zu Düsseldorf geboren. Sein Vater, Kaufmann daselbst, und seine Mutter, eine geborne van Geldern, für die er bis auf diese Stunde die zarteste Sohnesliebe an den Tag gelegt hat, waren dem israelitischen Glauben zugethan. Kurz vor der Geburt seines ersten Sohnes Heinrich war Heine's Vater zurückgekehrt von einer Reise nach England, wo er einen Briten liebgewonnen hatte, der den

Vornamen Harry führte. Zur Erinnerung an jenen Freund nannte er seinen Erstling Harry.

Alle seine früheren Arbeiten unterzeichnete H. auch: Harry Heine; später erst schrieb er sich: Heinrich Heine. Heine's Vater soll sich mehr um das Düsseldorfer Theater und seine Mitglieder als um sein Geschäft bekümmert haben, das in Folge dessen zurückging. Eines Morgens war die Familie Heine aus Düsseldorf verschwunden. Heine's Vater, der den Verlust seines Vermögens nicht ertragen konnte, starb eine Reihe von Jahren[1]) nachher, ich glaube zu Lüneburg, in Geisteszerrüttung. Der Mutter so wie der Kinder nahm sich der reiche Hamburger Bankier Salomon Heine väterlich an. Die Söhne entwickelten ihre Talente im Stillen, namentlich Heinrich Heine und Max Heine. Letzterer ergriff später die medizinische Carriere, machte unter Paskéwitsch als Militärarzt den Feldzug in Asien[2]) mit und hat auch eine darauf bezügliche Beschreibung herausgegeben. — Von H. Heine's Kinderjahren ist wenig bekannt; er genoß Hausunterricht und begann den höhern auf dem Lyceum seiner Vaterstadt. Unter seinen Lehrern nennt er besonders Schallmeyer, den damaligen Direktor des Lyceums, und den Abbé Daulnoy, einen emigrierten Franzosen, der eine Menge Grammatiken und französische Chrestomathieen geschrieben hat. Heine, der zum Kaufmannsstande bestimmt war, mußte sich damals vorzugsweise in Erlernung des Französischen und Englischen üben, in welchen Sprachen er es schon sehr jung bis zu hoher Fertigkeit gebracht hatte. In allen Dingen zierlich, gewöhnte er sich auch schon früh eine so elegante Handschrift an, daß er, das Wort in der materiellen und geistigen Bedeutung genommen, als ein Meister der Schönschreibkunst bestehen kann.

[1]) Er starb am 2. Dezember 1828.
[2]) 1828.

— Nachdem Heine den Gymnasialkursus zu Düsseldorf, ich weiß nicht ob vollständig, absolviert hatte, mußte er sein Glück als Kommis versuchen, und so kam er nach Frankfurt in ein israelitisches Handlungshaus. Schon aus jener Epoche scheint ein höchst denkwürdiges Gedicht von Heine zu stammen, das angeblich aus einem englischen Blatt übersetzt, gewiß aber nichts weniger als dieses ist. In meiner zu Aachen erschienenen Zeitschrift „Rheinische Flora“[1]) ist es abgedruckt; es beginnt:

Frankfurt, du hegst viel Narren und Bösewichter,
Doch lieb' ich dich, du gabst dem deutschen Land
Den größten Kaiser und den größten Dichter,
Und bist die Stadt, wo ich die Holde fand.

Diese seine Holde — ein gefallenes Mädchen — seine Liebe zu ihr und den Schmerz bei der Trennung schildert er in den übrigen Strophen.

In den Jahren 1816—1819 befand sich Heine zur Ausbildung seiner kaufmännischen Kenntnisse zu Hamburg; im Gefühle seiner geistigen Kraft vernachlässigte er jedoch seine Komtoirgeschäfte und verkehrte entweder mit den Hamburger Schriftstellern, namentlich mit dem Satiriker Friedrich, der sich nachher in der Elbe den Tod gab, oder er arbeitete insgeheim an jenen lyrischen Produktionen, die nachher in seinen gesammelten Gedichten erschienen und von ganz Deutschland bewundert worden sind. Unter dem angenommenen Namen Sy. Freudhold Riesenharf (einem mühsam zu Tage geförderten Anagramm aus: Harry Heine aus Düsseldorf) trat er zuerst 1817 in der damals zu Hamburg erscheinenden Zeitschrift „Der Wächter“ auf, indem er in Nro. 17 und 25 die auch in seiner Gedichtsammlung vorkommenden Poesieen:

[1]) Jahrgang 1826, Nro. 126, auch von Elster und Karpeles aufgenommen. Es beginnt aber mit den Worten: „Was willst du —“.

Der Traum (Ein langer Traum gar fürchterlich) und: Die Weihe (Einsam in der Waldkapelle) mitteilte. — Wie und in welcher Art Heine damals die Religion wechselte, ist nie recht klar geworden; er nennt sich aber seitdem evangelisch.

Während seines Aufenthaltes zu Hamburg in der genannten Epoche faßte Heine, ein Zwanzigjähriger, den Plan, eine glückselige Insel à la Ardinghello in irgend einem Meere aufzusuchen und zu kolonisieren. Er verband sich zu diesem Zwecke mit verschiedenen jungen Leuten aus Hamburg, hatte bereits ein Schiff gemietet und dasselbe mit allen möglichen Kolonisationsgegenständen zu befrachten angefangen, indem er, ein Neffe des reichsten Bankiers, sich Kredit zu schaffen wußte, als die Polizei der Sache auf die Spur kam und die Glückseligkeitsinsulaner in spe arretierte, namentlich Heine'n, dessen Oheim viele Auslagen machen mußte, um das Angekaufte mit Verlust wieder zurückzuschaffen, der bei dieser Gelegenheit aber doch an dem romantischen und abenteuerlichen Geiste seines jungen Verwandten Behagen fand und ihn zu seiner weiteren Ausbildung auf die Universität Bonn sandte.[1])

Der humoristische Geist entwickelte sich in Heine nicht gerade früh, dann aber plötzlich, und wie ein siegreicher Eroberer ging er im Sturmschritt weiter. Als er in Bonn sein Examen zur Aufnahme unter die Studiosen machte, lautete das über seine Leistung im deutschen Aufsatze von seinen dortigen Examinatoren gestellte Zeugnis: „Heine ist von seinem Thema abgegangen, jedoch verrät derselbe außerordentliche Anlage zur Satire.“[2]) — Heine, der sein Latein in Hamburg

[1]) Diese Geschichte war bisher ganz unbekannt.

[2]) Nach Hüffer's sorgfältigen Untersuchungen hieß der deutsche Aufsatz: „Die Gründe, worauf es bei der Entscheidung für einen bestimmten Beruf wesentlich ankommt.“ Die Censur lautete: „Seine deutsche Arbeit, wiewohl auf wunderliche Weise gefaßt, beweist ein gutes Be-

verschwitzt hatte, wandte sich damals an Professor Heinrich[1]) mit dem Gesuch, ihm einen Philologen zu empfehlen, der ihm beistände, das Versäumte nachzuholen. Heinrich wies ihn an mich. Wir lasen jeden Morgen von 7—8 erst den Sallust, dann den Virgil; allmählich rückte Heine, der damals in Bonn für einen äußerst närrischen Kauz galt und von den Studenten als ein Idiot zum Besten gehalten wurde, mit Manuskripten und der Zeitschrift „Der Wächter" heraus, legte mir Gedichte von Freudhold Riesenharf vor, den er für einen seiner intimsten Hamburger Freunde ausgab, und bat mich um ein Urteil darüber; ihm schienen sie keinen Schuß Pulver wert. Als ich, in Heine durchaus nicht den Verfasser vermutend, mein Entzücken darüber aussprach und trotz des bestimmtesten und wohl gar massiven Einsprechens Heine's jenen Riesenharf für ein Genie erster Größe halten zu müssen erklärte, fiel Heine mir plötzlich wie wahnsinnig um den Hals, weinte und jubelte durcheinander, und es wiederholte sich jene Scene Anch' io son pittore. Ich bin weder so albern, noch so vermessen, dieses hier aus dem Grunde zu verkünden, als wollte ich dadurch mir selbst ein Kompliment für die Richtigkeit und

---

streben." „Im Lateinischen" hieß es, ist er von unsicherer Kenntnis und zu geringer Uebung, weshalb er auch keinen Aufsatz geliefert hat." Da nun Neunzig, ein Jugendfreund Heine's, von einem Aufsatz „Ueber den Zweck der akademischen Studien" spricht, so wird dies wohl der lateinische Aufsatz gewesen sein, den Heine nicht liefern konnte. Um sich die Zeit zu vertreiben, schrieb er nun, wahrscheinlich unter anderen die Sätze, die Neunzig noch behalten hatte, in denen er die Schulbänke der Hörsäle als die Grundlagen der Weisheit und als Gedenktafeln unsterblicher Namen pries, auf, und las sie dann auf der Kneipe seinen Kameraden unter schallendem Gelächter aus dem Brouillon vor. Hüffer betont mit Recht, daß ein Censor bei einem derartigen Aufsatze doch kaum den Ausdruck „gutes Bestreben" habe gebrauchen können. Seine Freunde aber auf obige Weise zum besten zu halten, würde ganz dem Schalk Heine ähnlich sehen.

[1]) Steinmann erzählt über ihn als Feind der Augengläser eine Anekdote.

Wichtigkeit meines Urteils machen. Grade im Gegenteil war ich damals weit jünger, lebensunerfahrener und unselbständiger, als Heine; aber doch hielt derselbe viel auf meine Ansichten, ich mußte jedes seiner Gedichte im ganzen und einzelnen einer Superrevision unterwerfen, und ich habe die schriftlichen Belege in Händen, wie er sich in den meisten seiner Gedichte aus seiner Jugendepoche nach meinen Andeutungen benommen hat.

„Nachdem Heine seine Gedichte in Bonn gefeilt und revidiert hatte, rieten ihm die paar Freunde, die um die Existenz derselben wußten, sie gesammelt dem Druck zu übergeben „Da er unterdessen", erzählt Steinmann, „mit A. W. von Schlegel in nähere Bekanntschaft getreten war, so übergab er diesem das Manuskript zur Durchsicht; willig übernahm Schlegel dieselbe und erklärte ihm offen, was er daran auszusetzen habe; er deutete seine Erinnerungen durch Bleistiftstriche in der Handschrift an, und als Heine dieselben also wiedererhielt hatte er keine andere Beschäftigung, als alle die kleinen Mängel, worauf ihn der kompetente Lehrer aufmerksam gemacht, auszumerzen und zu bessern; und das geschah mit einer Strenge, fast Unbarmherzigkeit, die ohnegleichen war. Stundenlang brütete er über der Aenderung eines Verses und fühlte sich belohnt genug, wenn ihm die Korrektur gelungen, und Freunde ihm ihren Beifall zollten."

„Seiner Dankbarkeit gegen Schlegel lieh Heine durch einen, an jenen gerichteten Sonettenkranz Worte. (Von diesen Sonetten hat er später, gegen Schlegel kalt werdend, nur eines in das „Buch der Lieder" herübergenommen und endlich seine Gesinnungen so geändert, daß er seinen ehemaligen Lehrer und Meister in der Schrift: „Die romantische Poesie in Deutschland" wie ein Buschklepper überfiel.)

Wenn Heine als Kritiker, wie er selbst sagt: „ehrliche

Strenge“ gegen seine eigenen wie gegen die schriftstellerischen Arbeiten seiner Freunde übte, so konnte er sich doch nicht entschließen, ein Gedicht ganz zu vernichten. Er äußerte hierüber in einem, auch veröffentlichten, Briefe:[1]) „Ich kenne zu gut die Menschen, um nicht zu wissen, daß man nur Lob erwartet, wenn man auch um die eigentliche Meinung, um die strengste Beurteilung allerdemütigst bittet; daß man doch im Herzen letztere ungerecht ansieht, wenn sie tadelnd oder ganz zermalmend ausfällt, und daß, wenn man auch den ehrlichen Beurteiler deswegen just nicht hassen wird, man ihn doch deshalb nicht noch desto mehr lieben wird; denn die Menschen sind die eitelsten unter den Kreaturen. Das ist aber mein Wahnsinn, und das macht mich allgemein verhaßt, daß ich jene Erfahrung kenne und doch nicht anwende. Du kennst von alters her meine ehrliche Strenge und strenge Ehrlichkeit[2]) . . Schone nicht das kritische Amputiermesser wenn's auch das liebste Kind ist, das etwa ein Bückelchen, ein Kröpfchen oder ein anderes Gewächse mit zur Welt gebracht hat. Sei streng gegen dich selbst; dies ist des Künstlers erstes Gebot. Ich glaube, dir hierin oft ein Beispiel gegeben zu haben. Lieblich singt der persische Goethe, der herrliche Saadi:

„Streng sei gegen dich selbst! Beschneide die üppigen Reben;
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst,“

Aber besonnene Strenge gegen sich selbst ist ganz etwas Anderes als das ganz unbesonnene Gedichte-Autodafé eines wahrscheinlich Besoffenen. Indessen, ich kenne zu gut das Gemüt eines Dichters, um nicht zu wissen, daß ein Poet sich weit eher die

[1]) An Fr. Steinmann, bei Karpeles VIII, 343 f. vom 4. Febr. 1821.
[2]) Bei Karpeles fehlt: „Du kennst von alters her — Ehrlichkeit. Schone nicht — gebracht hat. Ich glaube — zu haben.“ Die anderen Abweichungen sind unbedeutend.

Nase abschneidet, als daß er seine Gedichte verbrennt. Letzteres ist nur ein stehender Ausdruck für Beiseitelegen. Nur eine Medea kann ihre Kinder umbringen. Und müssen nicht Geistes-kinder uns viel teurer sein als Leibeskinder?"

„Heine — erzählt Steinmann — hatte sich in Bonn das Studium der Rechtswissenschaft zum sogenannten Brotstudium gewählt, wie wenig im ganzen auch seine Phantasie und sein reich-poetischer Geist sich durch die Pandekten angezogen fühlten. Unter diesen Umständen hielt er die juristischen Vorlesungen zu Zeiten zu vernachlässigen, für kein Verbrechen; aber mit desto regerem Fleiße und ununterbrochenerer Aufmerksamkeit wohnte er den übrigen Vorlesungen bei, welche seine Neigung gewählt; ihr Besuch war trotz der großen Zahl derselben regelmäßig und pünktlich. Geschichte, besonders deutsche, so wie Alles, was auf deutsche Litteratur Bezug hatte, war sein Lieblings-studium, und die Zeit, welche ihm die vielen Vorlesungen, die er frequentierte, und die Revision der Hefte übrig ließen, war der Muse gewidmet. Selbst bei diesen Jugendgedichten legte er immer wieder die Feile an, und deshalb förderte er auch nicht viele, sondern Viel zu Tage. — In jener Epoche dichtete Heine seine sämtlichen Sonette und die höchst gelungenen Uebersetzungen aus Lord Byron's Werken, worunter der Anfang des Trauerspieles Manfred als die vorzüglichste Verdeutschung, welche wir bis jetzt besitzen, vorzugsweise hervor-gehoben zu werden verdient. Goethe's Uebertragung jener Stelle darf mit der Heini'schen gar keinen Vergleich aushalten. Mit besonderer Liebe studierte er Byron's Schriften, und nicht zu leugnen ist es, daß sich zwischen beiden eine geistige Wahl-verwandtschaft findet. Das fühlte er damals auch selbst, und erkannte es, sich zu Freunden äußernd, oftmals an. Später-hin hat er indeß seine Ansicht in dieser Beziehung einiger-

maßen geändert, indem er sich in seinen „Reisebildern“[1]) darüber also ausspricht: „Wahrlich, in diesem Augenblicke fühle ich sehr lebhaft, daß ich kein Nachbeter oder besser gesagt Nachfrevler Byron's bin, mein Blut ist nicht so spleenisch schwarz, meine Bitterkeit kömmt nur aus den Galläpfeln meiner Tinte, und wenn Gift in mir ist, so ist es doch nur Gegengift, Gegengift wider jene Schlangen, die im Schutte . . . so bedrohlich lauern. Von allen großen Schriftstellern ist Byron just derjenige, dessen Lektüre mich am unleidlichsten berührt.“

Bemerkt zu werden verdient, daß die Uebersetzungen aus Byron auf dem Rheine zu Tage gefördert wurden indem Heine im Sommer des Jahres 1820 sich häufig den Strom hinauf in einem Kahne am Ufer bis in die Gegend von Godesberg fahren ließ, wo er dann, ein Bändchen von Byron's Schriften in der Zwickauer Ausgabe in der Hand, im Kahne ausgestreckt zu ruhen pflegte.[2]) Damals entstand auch Heine's Gedicht: „Berg und Burgen schaun herunter“, welches Immermann in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ mit Recht als eines seiner schönsten herausgehoben hat.

„Den Herbst 1820 brachte Heine in Beuel zu, dem freundlichen, Bonn gegenüber liegenden Dörflein, und begann dort in tiefster Zurückgezogenheit seine Tragödie: Almansor. Daß

[1]) II. S. 103.

[2]) Dasselbe berichtet Fr. Steinmann in seinem Buche „Dichtungen von H. Heine“ in seiner Anmerkung zu dem dort befindlichen Gedichte „Rheinfahrt im Kahne“, dessen Echtheit ich nicht mehr anzweifle.

Es lautet:

„Im Kahne lieg' ich ausgestreckt,
Den Briten in der Hand.
Der Schiffer mit der Stange hält
Das Schiff vom Ufersand;

er in ihr nur seine eigenen Seelenzustände schilderte, erkennt jeder auf den ersten Blick. Seine Verhältnisse als Jude identifizirte er mit jenen der Hauptperson seines Drama's, das an hochpoetischen Detailschilderungen reich, für die Bühne aber unpassend ist.

Er las es mir Scene vor Scene, wie es ihm eben aus der Feder geflossen war, vor, und gab mir zugleich manche gute, ihm durch die Praxis klar gewordene Lehre über die mögliche Formausbildung des fünffüßigen Jambus.

„Im Oktober 1820 trennten wir uns; Heine war sehr gerührt, als wir auf dem Pauli'schen Posthofe Abschied nahmen. Er übergab mir zum Andenken ein von ihm gedichtetes und mir gewidmetes Sonett. Von Bonn begab er sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Göttingen. Mit großen Erwartungen ging er hin, fühlte sich aber bald enttäuscht. Er

---

Wirft Angeln in des Rheines Flut,
Holt manches Fischlein 'raus;
Doch mir glückt heute nicht der Fang,
Ich kehre leer nach Haus.

Kein einzig Verslein bring' ich heim,
Dem Briten nachgesung'n;
Seit eines anderen Gattin sie,
Ist mir kein Lied gelung'n.

Leider wird uns der Genuß dieses schmerzatmenden Gedichtes wieder durch die beiden folgenden Strophen vergällt:

„Laß scheiden dich, mein schönes Kind,
Von deinem Ehemann,
Damit ich wieder wie zuvor
Hübsch Verse machen kann.

Mein Wort darauf: ich singe nichts
Von deiner unglücklichen Eh',
Will seufzen, singen nur allein
Von meinem Liebesweh."

wurde ein Feind jener Stadt, ihrer Einwohner und Professoren, und verfolgte sie seit jener Zeit unablässig mit den Geißelhieben seiner boshaften Satire. Der edle Grimm sagte in dieser Beziehung am Schluß seiner Vorträge über deutsche Litteratur: „Heine ist kein wahrer Dichter, denn er vermag sein Vaterland zu schmähen.“ In Berlin, wohin Heine sich darauf wandte, erhielt seine poetische Thätigkeit neuen Schwung. Er begann seine lyrischen Poesieen in „Poetischen Ausstellungen“ im „Gesellschafter“ (Mai 1821) öffentlich mitzuteilen, und die allgemeine Aufmerksamkeit, welche sie erregten, und die ausgezeichnete Teilnahme, welche ihnen wurde, veranlaßten ihn, sich nach einem Verleger für eine Sammlung derselben umzusehn. Das ausgezeichnet schön abgeschriebene Manuskript wurde dem Leipziger Buchhändler Brockhaus angeboten, der es ablehnte.

„Es ist“, schrieb Heine darüber an einen Freund, „dem großen Goethe ebenso gegangen mit seinen ersten Produkten.“ Die Maurersche Buchhandlung nahm sie an, und im Jahre 1822 ward die Sammlung ausgegeben. In Berlin beendete Heine damals seine Tragödie Almansor, schrieb sein einaktiges Trauerspiel William Ratcliff, und gab sie dort bei Dunker 1823 unter dem Titel heraus: Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo.

Im Frühlinge des Jahres 1822 schrieb Heine aus Berlin die bekannten Briefe aus der preußischen Hauptstadt im Kunst- und Wissenschaftsblatt des Westphälischen Anzeigers, die, jedoch nur zum kleinsten Teile, auch in seine späteren Schriften übergegangen sind. Rheinland-Westphalen erklärte sich geblendet durch die in jenen Aufsätzen aufblitzende Diktion.

„Diese Diktion Heine's“ sagt K. Gutzkow, „ist der Kulminationspunkt der modernen Schreibart, sie hat alle

Vorzüge und alle Fehler derselben. Ihr größter Fehler ist wohl einer, für den sie selbst nicht kann, nämlich der, daß sie sich nachahmen läßt. Diese feine musivische Komposition, diese drei-, viermal überbürstete Einkleidung lächelnder Gedanken, diese, sogar im Erhabenen noch immer beobachtete Beobachtung ihrer selbst, könnte Methode werden, da sie ordentlich ihre Regeln hat. Alles heinisiert, alles mischt den Scherz in den Ernst, setzt die konkreten Bilder für abstrakte Begriffe, gibt den Teil für das Ganze, und hat für das Erhabene eine eigentümliche Verbindung der Sätze, die in einem gewissen Fortspinnen der Perioden durch träumerisch-gedankenlose Verbindungsartikel besteht. Jeder, der heute schön schreiben will, muß einen Teil von Heine borgen, doch gibt es mancherlei Erlösungen von dem Extreme dieser Diktion; sie sollte bei Laube in der Naivetät liegen. Ich fürchte, daß seine Versuche im Stile Goethe's kein rechtes Gegenmittel sind."

„Gutzkow hat ferner Heine's Lächeln höchst treffend charakterisiert als eine Mischung von Skandal, Sentimentalität und Weltgeschichte. Wie schade, daß diese melodische Nachtigall, dieser durch und durch dichterische Geist, der selbst auf einen so scharfen Verstand, wie Gentz war, trotz aller Divergenz der Gesinnung den Eindruck des Entzückens hervorbringen konnte,[1]) daß Heine den rechten Ton nicht treffen, nicht solche Gefühle aussprechen konnte, die bei unserm Volke einzig und allein auf die Dauer Anklang finden können.

Die von ihm gestützte und geförderte neumodische Verzweiflungspoesie wird schon aus diesem Grunde, weil sie durchaus keinen Halt in den nationalen Ansichten findet, wie ein blendendes Meteor verschwinden. In seinen späteren

[1]) Vgl. Brandes, G. die romantische Schule in Deutschland. 5. Aufl. 1897, S. 346 (Leipzig, Verlag von H. Barsdorf.)

Dichtungen geht es Heine wie einem Menschen, der sich eines edlen Gefühles schämt und eine unwillkürliche Thräne dadurch unterdrückt, daß er einen schlechten Witz vorbringt. So hatte er z. B. früher ein wunderliebliches, ebenso lieblich von Mendelssohn-Bartholdy komponiertes Frühlingsliedchen gedichtet, welches lautete:

Leise zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus ins Weite.

Kling' bis vor der Liebsten Haus,
Wo die Veilchen sprießen:
Wenn du eine Rose schaust,
Sag', ich laß sie grüßen.

Beim Abdruck im „Salon" hat er nun auf diese zartduftigen Strophen folgende plump-materielle, mit Bezug auf sein beginnendes Embonpoint folgen lassen:

Fragt sie, was es Neues gibt,
Sag' ihr: gutes Wetter;
Fragt sie, wie es mir ergeht,
Sag': ich werde fetter.

Diese ganze Gattung Heinischer Poesie der Ironie, Selbstpersiflage, Selbstzersetzung und Verletzung wird am besten durch sein bekanntes Gedicht „Frieden" charakterisiert.

„Während seines Aufenthaltes zu Berlin schloß Heine sich meist an seine rheinischen Landsleute an. Besonders war es der (jetzt wieder zu Köln lebende) bekannte Komponist so vieler lieblichen und tiefdurchdachten Tonwerke Joseph Klein (Bruder des verstorbenen Bernhard Klein), in dessen Nähe er sich aus dem doppelten Grunde gern befand, weil Klein, zum Unterschiede

von den gewöhnlichen Musikern, ein Mann von Geist und Kenntnissen ist, zudem aber, bei aller innern Gutmütigkeit, sich gern ironisch über die Dinge stellt und eine verkehrte Welt nicht bloß zu belächeln sondern auch zu schildern weiß. Kein Komponist hat Heinische Lieder so sinnig aufgefaßt als Klein; dies erkannte der Dichter selbst bei jeder Gelegenheit an.

„Ich bin ermächtigt, ein Schreiben Heine's an Klein zu veröffentlichen, das über Heine's Charakter in mancher Beziehung Aufschluß giebt, auch die Ursache nennt, weshalb ich mich mit Heine, von dem ich Hunderte von Briefen besitze, die die wärmste Bruderliebe atmen, wegen seiner perpetuellen Angriffe auf Kirche und Staat überwarf und mich von ihm loszusagen für Pflicht und Gewissen hielt. In bin überzeugt, wegen dieser Mitteilung nicht verkannt zu werden; der Heimtücker Worte, die uns heimlich meucheln, kommen unter Schriftstellern ja auch oft genug zur Oeffentlichkeit: warum sollte da verschwiegen bleiben, was wahre Freunde hinter dem Rücken über uns sprechen? Der Brief lautet:

Hamburg, Weihnacht 1825.

Mein lieber Johannes Kreisler!

Obschon wir wechselseitig gewissenhaft versprachen, uns in der Folge oft zu schreiben, so mögen doch wohl 3—4 Jahre verflossen sein, ohne daß es einem von uns einfiel, dieses Versprechen zu erfüllen. Meinerseits kann ich mich sehr gut damit entschuldigen, wenn ich dir versichere, daß ich oft nicht an dich gedacht habe. Gestern Abend aber, weiß der Teufel, wie es kam, dachte ich und schwatzte ich von dir eine ganze Stunde lang, und zwar mit dem Komponisten Albert Methfessel, dem ich von dir und deinem Musik-Genie so viel erzählte, bis er ordentlich ärgerlich wurde, daß ich ihm meine von dir so trefflich komponierten Lieder nicht schnell verschaffen

konnte. Ich gestehe dir, ich selbst möchte sie gern zuweilen hören, sintemal keiner von denen, die sich dran versucht, sie so hübsch komponiert hat wie du, der du den speziellen Vorteil hattest, eben so verrückt gewesen zu sein, wie der Verfasser der Texte.

Gestehen muß ich zwar auch, daß ich mehrere Kompositionen derselben nicht kenne, z. B. die Melodien, die ein gewißer Ries in Berlin dazu gesetzt hat und die sehr hübsch sein sollen. Unser Fr. . . . hat mich blamiert. — Ich versprach dem Methfessel dir umgehend zu schreiben und obige Kompositionen von dir zu verlangen. Wenn du es wünschest, schafft er dir auf der Stelle einen guten Verleger. Er wird nämlich vielfach angegangen gute Lieder zu empfehlen.

Er selbst will sich jetzt ganz zur Oper wenden. Ich zweifle nicht, daß es ihm gelingt. Was einen Verleger betrifft, so vermag ich auch selbst für einen solchen zu sorgen. Auch für den Beifall. Wenn dieses dir also gefällt, so schicke mir besagte Liederkompositionen hierher mit der fahrenden Post, und zwar sobald du nur kannst, indem ich nicht weiß, ob ich länger als 2 Monate noch hier bleibe. Meine Adresse ist: An den Herrn H. Heine, Dr. juris, per Adresse Moritz van Embden auf dem Neuen Wall Nro. 167 in Hamburg. Diese Adresse ist sicher. — Schreib mir auch, wie es dir geht, Kreisler. Mit meiner Gesundheit geht es besser. Juli habe ich Göttingen verlassen und reiste für meine Gesundheit. Auf Norderney, einer Insel der Nordsee, wo ich das Seebad gebrauchte, fand ich mich zufällig mit Sethe zusammen. Der Staatsrat hat geheiratet, damit die liebe gute treuherzige Rasse nicht verloren gehe. — Frühjahr will ich nach Berlin zurückkehren. Ich bin unterdessen sehr berühmt geworden. Verdiene es auch. Schon allein aus dem Grunde, weil ich wenig schreibe.

Die Ideenassociation des Wenigschreiben führt mich auf Johann Baptist Rousseau—hast du von ihm nichts gehört? Meine kränkliche Unumwundenheit hat ihm am Ende, und gewiß mit Recht, mißfallen, und er hat mir in vollgültiger Form die Kameradschaft aufgekündigt. Im Grunde ist er auch zu gut für mich. Ich liebe ihn und schätze ihn. Laß ihn froh sein, daß er mich nicht ganz versteht; er kann um desto lebensglücklicher sein und weniger in Gefahr geraten, vom Teufel geholt zu werden. Nicht wahr, der Kerl — ich meine nicht den Teufel, sondern im Gegenteil Rousseau — ist ein guter Kerl, eine gute [1]) Seele voller Seelengüte; hoffe noch, ehe ich sterbe, ihn wiederzusehen und ihm lachend zu zeigen, daß Alles nur ein Spaß ist, sogar die Liebe, die uns so besonders ernsthafte Gesichter schneiden macht. O Johannes! ich bin wieder verliebt! und dieser Spaß verdirbt mir wieder den Spaß. Johannes! komponiere mir doch ein brillantes Musikstück, wobei die eine Hälfte der Zuhörer vor Lachen und die andre Hälfte vor Weinen sich nicht zu halten weiß. Johannes, geh oft in die Kirche, komponiere viel, schreib mir viel, sei vernünftig, grüß mir Smets, laß ihn eine Messe für mich lesen, und lebe wohl!

H. Heine — —

„Zum Verständnis bemerke ich noch, daß Heine, der auf der Universität den Spitznamen „Fuchs“ führte, seinen Bekannten ähnliche Namen beizulegen pflegte; seinem Freund

---

[1]) „gute“ fehlt bei Karpeles (Bd. 8, 462); ebenso fehlt (auch bei Steinmann):

„O Johannes! ich bin wieder verliebt! und dieser Spaß verdirbt mir den Spaß!“ Ich gehe wohl nicht irre, wenn ich diese bedeutsame Stelle auf seine Liebe zu Therese beziehe. Vergl. Kaufmann, H. Heine's Liebestragödie“. 1897.

Klein hatte er daher den Beinamen „Johannes Kreisler“ (so heißt bekanntlich der excentrische Kapellmeister in E. T. A. Hoffmann's „Phantasiestücken“) gegeben. —

„Den edlen Smets hat Heine immer von Herzen geliebt und im Berliner „Zuschauer“ eine größere Abhandlung über dessen Trauerspiel „Tasso“ abdrucken lassen, die, ein Muster einer geistreichen Kritik, weit über den ähnlichen Arbeiten von Börne steht.

„Von Berlin aus machte Heine, zum Besuch eines ihm befreundeten Polen, ein Reise nach Posen und Gnesen. Ein größerer Aufsatz von ihm über Polen erschien, als Frucht dieses Ausfluges, im „Gesellschafter“, doch, wie sich bei der Bedenklichkeit des Gegenstandes und bei Heine's Darstellungsweise denken läßt, nur fragmentarisch.

„Nach Berlin zurückgekehrt, schrieb er u. a. für Joseph Klein eine einaktige Oper „Der Batavier,“ auf die er selbst große Stücke hielt, während der Komponist keinen Gebrauch davon machen zu können erklärte, weil der Dichter aus Unbekanntschaft mit der heutigen Bühne die Opernrequisiten zu wenig ins Auge gefaßt hatte. Diese Arbeit ist nie gedruckt.[1])

„Im Jahre 1823 verließ er Berlin und ging durch besondere Motive veranlaßt wieder nach dem gehaßten Göttingen, von wo er im Februar 1821 wegen Uebertretung der Duellgesetze auf ein halbes Jahr konsiliiert worden war, zurück, um das Studium der Jurisprudenz allen Ernstes wieder zu beginnen und sich durch Promotion den juristischen Doktorhut zu erwerben, was denn auch am 30. Juli 1825 wirklich mit den üblichen

---

[1]) Auch Fr. Steinmann kannte dieses poetische Werkchen und sagt „Durch die Schuld des Komponisten, auf dessen Bitte Heine sich veranlaßt sah, zu diesem Produkt zu schreiten, ist derselbe bisher nicht bekannt geworden.“

Feierlichkeiten geschah. In das Kapitel menschlicher Schwachheiten gehört auch der Umstand, daß Heine, der sonst bekanntlich auf Standesvorurteile und Titelsucht nicht gut zu sprechen ist, auf seinen eigenen Doktortitel die größten Stücke hält und bei jeder Gelegenheit in Vers und Prosa seine akademische Würde in den Vordergrund stellt.

Heine hatte bereits im Jahre 1824 den Harz bereist, welche Reise er im ersten Teile seiner „Reisebilder" verewigt hat. Er erschien während seines Aufenthaltes in Hamburg, welches er nach der Göttinger Promotion zu seinem Aufenthaltsorte wählte, im Jahre 1826 bei Hoffmann und Campe. Der zweite Theil der „Reisebilder" folgte im Jahre 1827, wie auch das „Buch der Lieder", worin er seine lyrischen Gedichte in einer Auswahl vorlegte. Im Sommer 1827 reiste Heine nach London, wo er sich mehrere Monate aufhielt und reichen Stoff suchte und fand zur Fortsetzung seiner „Reisebilder." Die im 2. Teil derselben enthaltenen politischen Räsonnements hatten Heine von einer ganz neuen, bis dahin unbekannten Seite gezeigt, und Cotta trug ihm die Mitredaktion der in seinem Verlage erscheinenden „Politischen Annalen" mit Dr. Lindner an. Er folgte dem Rufe und reiste nach München ab.

„Nach vielfältigen Reisen durch Deutschland und Italien ging Heine wieder nach Hamburg und gab dort 1830 den dritten Teil der „Reisebilder" heraus, welchem im darauf kommenden Jahre „Nachträge zu den Reisebildern" folgten. „Vom Sturm der Julirevolution mitergriffen, eilte Heine, nachdem er zuvor ein famöses Buch „Ueber den Adel," mit einer von ihm verfaßten Vorrede voll der violentesten Ausfälle gegen die hochgestelltesten, durch Gesinnung und Würde unantastbaren Personen, zur Oeffentlichkeit gebracht hatte, von Ham-

burg plötzlich über Frankfurt nach Paris. Er kehrte damals bei mir ein und brachte mir noch jene alte Liebe mit, die er mir von Jugend auf gewidmet, und die er auch öffentlich in dem Gedichte:

„Dein Freundesgruß konnt' mir die Bruſt erſchließen"[1]) und in einem ſpäteren, wovon ich nur die drei erſten Zeilen anführen will:

„Es nennen mich hundert Zungen am Rheine,
Doch neunundneunzig ſind Läſterzungen;
Nur Einer der liebt mich, der Rouſſeau, der Eine" —[2])

beurkundet hat.

Was aber unſere religiöſen und politiſchen Anſichten betrifft, ſo fanden wir dieſe ſo völlig divergierend, daß jeder die des andern anzugreifen in die Lage kommen könnte. Und dieſer Fall, der ſo häufige, daß Meinungen und Grundſätze ohne Rückſicht auf Freundſchaft durchgefochten werden müſſen, trat bald auch bei uns ein.

„Im J. 1831 und 1832 ſchrieb Heine zur Augsburger „Allgemeinen Zeitung" Aufſätze und Korreſpondenzartikel aus Paris, die im Jahre 1832 unter dem Titel „Frankreichs Zuſtände" zuſammengeſtellt im Drucke erſchienen. Darauf folgten die verſchiedenen Bände des „Salon", eine Schrift „Ueber die romantiſche Poeſie in Deutſchland", geiſtreiche Abhandlungen über die Shakſpeare'ſchen Frauencharaktere, Abhandlungen in den Pariſer Revuen u. ſ. w. —

„Durch ſein Vermögen, die heterogenſten Dinge in komiſchen Gegenſätzen einander zu nähern, durch ſeinen Witz, der nie um einen Ausdruck für die gute Laune des Moments verlegen, durch ſeine Phantaſie, die die

[1]) bei Elſter, Bd. 2, 63.
[2]) bisher unbekannt.

benötigten Bilder aus allen Himmeln und Abgründen zusammenzutragen vermag, verbunden mit einer höchst originellen und wunderbarlichen Darstellungsgabe, schien Heine fortwährend berufen, die Stelle unseres ersten deutschen Humoristen einzunehmen. Allein dieses Talent, nein dieses Genie, das sich auch im Genre der humoristischen Satire so glänzend angekündigt hatte, sprudelte aus dem Geiste des Uebermuts und der Weltverachtung allmählich so in den des absoluten Verneinens über, daß seine genannten späteren Arbeiten zum größten Teil nur noch ein trauriges Zeugnis für die altbewährte Erfahrung ablegen, wie selbst das größte Genie untergeht, wenn es gegen den heiligen Geist im Menschen zu freveln beginnt. (Eine längere Abhandlung von mir „Zur Würdigung H. Heine's" befindet sich in meinen „Kunststudien".)[1])

Seine Persönlichkeit hat Heine selbst am besten geschildert in seiner „Romanze vom blöden Ritter" — das geistreichste und köstlichste Gedicht, welches er, in einem fremden Bilde, sich selber abspiegelnd, geschrieben, um das Zusammenleben eines Dichters mit seinen Gefühlen und Träumen zu schildern Es beginnt:

Es war mal ein Ritter trübselig und stumm,
Mit hohlen, schneeweißen Wangen;
Er schwankte und schlenderte schlotternd herum,
In dumpfen Träumen befangen.
Er war so hölzern und täppisch und links,[2])
Die Mägdlein und Blümlein[3]), die kicherten rings,
Wenn er stolpernd vorbeigegangen.

---

[1]) München, 1834.
[2]) Bei Elster „so täppisch, so links,"
[3]) Bei Elster „Die Blümlein und Mägdlein —"

Oft saß er im finsterſten Winkel zu Haus,
Er hatt' ſich vor Menſchen verkrochen.
Da ſtreckte er ſehnend die Arme aus,
Doch hat er kein Wörtlein geſprochen.
Kam aber die Mitternachtsſtunde heran,
Ein ſeltſames Singen und Klingen begann,
An die Thüre, da hört' er es pochen ꝛc. ꝛc.

„Es iſt überhaupt auffallend, daß Heine's Verdienſt als Romanzenſänger, erzählender Dichter und Dramatiker nur ein ſchwaches und dadurch bedingtes iſt, daß ihm, dem ſo phantaſiereichen und genialen Dichter, da, wo er aus ſeiner Subjektivität heraustreten ſoll, dennoch Erfindungsgabe mangelt, ſo daß die objektiven Geſtalten ſeiner Muſe bloß verkleidete Heine's ſind, denen die erzählende Form nur als etwas Zufälliges, nicht Notwendiges beigegeben iſt. Jener arme Heinrich, der um einer verlorenen Geliebten willen den Tod ſucht; jener bleiche Heinrich, der unter dem Fenſter der Verlornen nachts als Geſpenſt ſchleicht; jener kranke Wilhelm, der ſich am Gnadenbilde in Kevelaer ſein Herz zu heilen von Köln auspilgert; ſein Dom Ramiro, ſein Almanſor, ſein Ritter Tannhäuſer — alle ſind und bleiben immer der Dichter Heinrich Heine ſelbſt.

„Jules Janin ſagt in ſeinen „Anſichten der Zeit und des Lebens" (deutſch von A. Lewald, Quedlinburg 1833, Bd. I, S. 132) „der deutſche Dichter Heine verbinde ein deutſches Gemüt mit einem vollkommen franzöſiſchen Stil."

Seit einer Reihe von Jahren iſt leider das Umgekehrte wahr geworden, und man könnte ſagen, Heine verbinde jetzt ein franzöſiſches Gemüt mit einem vollkommen deutſchen Stil. Insbeſonders war er es, der durch ſein Gedicht „Die beiden Grenadiere" und durch die ſpäteren Aufſätze in den „Reiſe-

bildern" jenen poetischen Bonapartismus aufbrachte, woran jetzt so viele deutsche Dichter, selbst Priester, krank liegen und den Gaudy in seinen „Reisebildern" bis zur Fratze getrieben hat.

„Gegen die Beschuldigungen, die wider Heine erhoben worden, daß er staatsgefährliche Ideen verbreite, das Volk demoralisiere, die Religion verhöhne, die Franzosen auf Kosten der Deutschen erhebe u. s. w., hat derselbe sich durch eine eigene Schrift zu rechtfertigen gesucht, welche 1837 zu Hamburg erschienen ist unter dem Titel: „Ueber den Denunzianten. Eine Vorrede zum dritten Teile des Salons von H. Heine".

Unter jenem Denunzianten aber ist Wolfgang Menzel gemeint, den Heine, für das von Menzel bekriegte junge Deutschland als Vorfechter auftretend, moralisch zu laternisieren unternimmt. Er nennt Menzeln ohne Umschweife einen litterarischen Mouchard, der schon längst der öffentlichen Verachtung verfallen; er will über das klägliche Haupt desselben die Ehrlosigkeit, die Infamia, aussprechen; schimpft ihn schmutzig, miserabel, ein schlechtes Subjekt, Verläumder, unehrlich, einen zweideutigen Duckmäuser, halb Hase, halb Wetterfahne, grob und windig zu gleicher Zeit, verhöhnt sein Aeußeres („M. sieht gar nicht aus wie ein Deutscher, sondern wie ein Mongole . . . jeder Backenknochen ein Kalmuk"), heißt ihn einen Schurken, sein Betragen als würtembergischer Deputierter sei eben so heuchlerisch als lächerlich, er treibe litterarische Gaunerstreiche, führe ein Privatschelmenleben, er bramarbasiere und sei dabei ein Feigling, eine Memme, wolle er ihn (Heine) vom Gegenteil überzeugen, so biete er ihm die Kugel an und wolle ihm auf halbem Wege entgegenkommen; er wolle ihm beweisen, Frankreich sei jetzt der natürliche Bundesgenosse Deutschlands; wer

dies nicht einsehe, sei ein Dummkopf; wer dies einsehe und dagegen handle, sei ein Verräter.

„Ich habe wörtlich citiert, das Bierstubengeschimpf treulich angeführt. Dahin wäre es in Deutschland gekommen, daß ein Schriftsteller, um dem andern zu schaden, ihn steckbrieflich kriminaliter verfolgt, ja wohl den Meuchelmörder an ihm macht. Es gehört mehr als Charakter, Gleichmut und Resignation für den Angegriffenen dazu, solche öffentliche Beschimpfungen als Autor, Mensch, Bürger und Familienvater zu ertragen, ohne in Repressalien einen dummen Streich zu machen.

„Wie man über Menzel und seine kritischen Einseitigkeiten, auch urteilen, welches auch das Motiv seines Auftretens gegen das junge Deutschland gewesen sein mag — der Kampf, den er gegen dasselbe geführt, gegen die Zuchtlosigkeit und Nichtswürdigkeit der von ihm durch Romane in die Welt geschmuggelten Ideenkontrebande, dieser Kampf war ein ehrenwerter, ein nützlicher und notwendiger.

Und wie ist es ihm gelohnt worden? Die Heinische Schrift beantwortet die Frage. Heine's Bücher werden nicht untergehen, und so geht, da der Aufsatz gegen Menzel mit Witz und Geist geschrieben ist, bei dem hierdurch bestochenen und nicht selbst prüfenden Publikum auf den Namen Menzel's wenigstens ein Teil der ihm angehefteten Schmach andauernd über.[1])

„Uebrigens erklärt Heine in der genannten Broschüre, er sei ein Anhänger des monarchischen Prinzips, ein Bekenner der Heiligkeit des Königtums, als solchen habe er sich seit der Julirevolution, trotz dem bedenklichsten Gebrülle seiner Umgebung, gezeigt, und er wolle dadurch, daß er sich gegen das Interdikt seiner Schriften durch den Bundestag erhebe,

[1]) Vgl. G. Brandes, Das junge Deutschland. 3. Aufl. 1897, S. 70 u. 253; (Lpzg., Verlag von H. Barsdorf.)

mit seinen besondern Beklagnissen dem verwerflichen Jakobinismus keinen Vorschub leisten; er klage daher weder die Fürsten noch ihre Räte an, sondern lediglich den garstigen Doktor Wolfgang Menzel zu Stuttgart.

6.

H. Heine als Flüchtling!

Kein Märchen!

J. B. Rousseau scheint nach seinen obigen Aeußerungen der Ansicht gewesen zu sein, die auch jetzt noch viel verfochten wird, Heine's Exil sei nicht allzuernst aufzunehmen.

In dieser Beziehung sagt Georg Brandes in seinem viel gerühmten großen Werke „Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts“[1]) so treffend: „Ueberall in der deutschen Litteraturgeschichte, in der Geschichte, Aesthetik und Kritik, und nicht nur bei Menzel, sondern auch bei Goedeke, bei Treitschke, bei Grisebach, bei dem sonst so feinfühlig urteilenden Hehn, wird man den politischen Kampf Heine's mit tiefster Verachtung erwähnt finden. Selbst Scherer ist kalt und abweisend. Ja als der italienische Dichter Carducci vor einigen Jahren Heine in einer Ode als Freiheitshelden verherrlichte, protestierte sogar Karl Hillebrand, Deutschlands bester Kritiker und Heine's früherer Sekretär, der stets mit Bewunderung und Pietät von dem großen Toten gesprochen hatte, mit den Worten: Heine

---

[1]) Georg Brandes, die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. Bd. 6 pag. 112. 3. Auflage. 1897. Verlag von H. Barsdorf, Leipzig.

selbst hätte dies nie so feierlich genommen, gewissermaßen dagegen. Die Sache ist zuvörderst die, daß Heine die „pathetischen Gebärden“ mangelten, und er zu stolz war, sie anzuwenden. Das verwirrt die Deutschen. Aber man thut ihm blutiges Unrecht. (Trotz seines Münchener (1828) und Pariser (1837) Verhandelns mit den Regierungen). Es war und blieb ein großes Pathos in seiner Seele. Das in seinen späteren Jahren verfaßte Gedicht „Enfant perdu“, welches ein Kapitel des Romanzero abschließt, hat er ganz empfunden. Er war in der That, wie er sich hier nennt, ein vorgeschobener vergessener Posten, dem Niedergeschossenwerden preisgegeben. Und wenn es in seiner nachgelassenen Hymne in Prosa heißt: „Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme“, so ist das wahr. Es sprühen noch heutigen Tages die Funken seiner Schwertschläge und das Licht seiner Flamme leuchtet unvermindert. Und viele wärmen sich noch an seinem Feuer.“

An dieses Feuer will vor allem v. Treitschke nicht glauben. Deshalb bekämpfte er auch in Beilage XXXI zu Band 5 seiner deutschen Geschichte „Das Märchen vom Flüchtling Heine“.

Als Beweis für seine Behauptung führt er unter anderem eine Stelle aus einer Note vom 17. Februar 1843 an, die der französische Gesandte Graf Bresson erhielt, der im Auftrage Guizot's bei dem Berliner Hofe anfragte, was die Folge sein würde, wenn Heine sich in Frankreich naturalisieren ließe. „Da erkundigte sich das auswärtige Amt, erzählt v. Treitschke, zunächst beim Ministerium des Innern und erwiderte dann in trockenem, geringschätzigem Tone: „Von Amts wegen wisse man gar nicht, ob Heine noch preußischer Unterthan sei; „aucune mesure de police n'a été prise contre sa personne.“

Sehr merkwürdig nehmen sich neben obiger Erklärung

zwei Aeußerungen bei Heine aus den Jahren 1844 und 1846 und einige Steckbriefe aus, die des scharfen Kontrastes halber hier im Wortlaut folgen mögen.

Die erste Stelle findet sich in einem in der Neuen Zeit zum ersten Mal veröffentlichten Briefe H. Heine's vom 21. September 1844 aus Hamburg und lautet: „Liebster Marx! Ich leide wieder an meinem fatalen Augenübel, und nur mit Mühe kritzle ich Ihnen diese Zeilen. Indessen, was ich Ihnen Wichtiges zu sagen, kann ich Ihnen anfangs nächsten Monats mündlich sagen, denn ich bereite mich zur Abreise, beängstigt durch einen Wink von oben — ich habe nicht Lust auf mich fahnden zu lassen, meine Beine haben kein Talent, eiserne Ringe zu tragen, wie Weitling sie trug. Er zeigte mir die Spuren. Man vermutet bei mir größere Teilnahme am „Vorwärts", als ich mich deren rühmen kann, und ehrlich gestanden, das Blatt bekundet die größte Meisterschaft im Aufreizen und Kompromittieren."

Die zweite Stelle lautet: „Die Verhaftungsbefehle, die von der deutschen Grenze an auf jeder Station die Heimkehr des Dichters mit Sehnsucht erwarten, werden gehörig renoviert jedes Jahr, um die heilige Weihnachtszeit, wenn an den Christbäumen die gemütlichen Lämpchen funkeln. Wegen solcher Unsicherheit der Wege wird mir das Reisen in den deutschen Gauen schier verleidet; ich feiere deshalb meine Weihnachten in der Fremde und werde auch in der Fremde, im Exil, meine Tage beschließen."

Die beweiskräftigen Steckbriefe finden sich in den Jahreszeiten vom Jahre 1845, S. 835: wieder.

Ich setze die ganze, bislang leider verschollene und nicht wieder abgedruckte Stelle, die v. Treitschke offenbar nicht gekannt hat, hierhin.

Interessante Signalements.

„Bekanntlich wurden bereits im vorigen Jahre alle landrätlichen Aemter und sonstigen Polizeibehörden Schlesiens — also wahrscheinlich auch der übrigen Provinzen — aufgefordert, mehrere vom Ober-Präsidenten namhaft gemachte, damals noch in Frankreich lebende, Deutsche betreffenden Falls sofort verhaften zu lassen. Zu diesem Behufe waren die Signalements von einer Menge Personen beigefügt. Von diesen mögen hier folgende beispielsweise einen Platz finden:

Georg Herwegh; — 30 Jahre alt, angenehme Gesichtsbildung, Haare und Bart sehr schwarz, gewöhnliche Gestalt, gewinnendes Benehmen.

Börnstein; Literat; — Hauptredakteur des deutschen Journals „Vorwärts“; wohnhaft Rue des Moulins Nr. 32 in Paris, alt 30—35 Jahre, Haar und Bart braun, mittlere Gestalt, leichte Haltung.

Heinrich Heine, Literat; — alt 50 Jahre, mittlerer Gestalt, Nase und Kinn spitz, von markiertem jüdischen Gepräge. Er ist ein Wüstling, dessen gesunkener Körper das Dickwerden bemerken läßt.

„Ueber einen gewissen Müller war gesagt, daß man über ihn keine näheren Angaben mitteilen könne; deshalb solle auf jeden Müller, der aus Frankreich komme, streng vigilirt und je nach Umständen das Nötige eingeleitet werden. Daß außerdem noch Bernays, Ruge, Marx, Weitling u. a. als zu Verhaftende aufgeführt waren, läßt sich leicht ermessen.“

Heine befand sich, als diese Steckbriefe erlassen wurden, in Hamburg, ohne das ihm drohende Ungewitter zu ahnen.

So eben sehe ich, daß Karpeles ein Signalement für den Steckbrief gegen Heine, „das die gefällige Polizei aus

Paris eingeschickt hatte", im Weimarischen Jahrbuch gefunden und veröffentlicht hat. Es lautet:

Heine, homme de lettres, 50 ans, taille moyenne, nez et menton pointus, type israélite marqué, c'est un débauché, dont le corps affaissé dénote l'épuisement."

Könnte die oben angeführte Aeußerung des Ministeriums des Innern nicht einer berechtigten Scham entsprungen sein, der Furcht, sich in den Augen der gastlichen Franzosen zu blamieren und sich lächerlich zu machen? Jedenfalls tritt auch L. v. Embden, Heines Neffe, in seinem bekannten Buch über Heine's Familienleben für die Wahrheit der Behauptung seines Onkels ein. Karpeles erzählte, daß Heine sich gelegentlich seines zweiten Hamburger Besuches (1844) an Alex. v. Humboldt gewandt habe, um durch diesen die Zusicherung zu erhalten, unbehelligt die Reise nach Berlin unternehmen und dort seinen alten Freund, den berühmten Arzt Dieffenbach, wegen seines Gesundheitszustandes konsultieren zu können. Dies fand jedoch erst im Jahre 1846 von Paris aus statt.

In einem Briefe vom 11. Januar dieses Jahres an Humboldt drückt Heine nämlich die Absicht aus „auch in diesem Jahre wieder nach Hamburg zu reisen, um trübselige Familienangelegenheiten" zu ordnen. Humboldt antwortet, daß ihm seine warme Verwendung leider doch nicht geglückt sei. „Der König", bemerkte[1]) Humboldt auf der zurückgehaltenen Kopie seiner Antwort, „der für die Dichter unverwüstliche Vorliebe hege, fand es zwar hart, trotz der schändlichen Spottgedichte auf Preußen, ihn zurückzuweisen, da es menschlicher wäre, ihn den Arzt konsultieren zu lassen, es auch bald sichtbar würde, daß hier das Publikum sich nicht um den Mann mit dem Gesichts-

[1]) nach Proelß H. Heine.

schmerz bekümmerte. Die Polizei wußte dem ihr fremden Zartgefühl zu widerstehen. — Meine Antwort eine vorsichtige."

Es hieß in der Antwort Humboldt's an Heine[1]) u. a. „Die Verweigerung ist sogar so bestimmt gewesen, daß ich ihrer persönlichen Ruhe wegen Sie ja bitten muß, den preußischen Boden nicht zu berühren."

Es wäre trotzdem noch immerhin denkbar, daß die angeführten Stellen aus den Jahren 1844 und 1846 und die Steckbriefe sich nicht auf die Zeit vor dem 17. Februar 1843 bezögen. Deshalb möge hier gleich aus Heinrich v. Treitschke's eigenen Worten der Beweis erbracht werden, wie überaus gefährlich es auch vor obigem Zeitpunkte war, als Schriftsteller für die modernen Ideen durch Wort oder Schrift einzutreten.

„Mittlerweile begann, so erzählt v. Treitschke selbst die Milderung der Censur schon ihre Früchte zu tragen. Es schien, als sollte mit dem Jahre 1842 eine Zeit der Blüte für die preußische Presse beginnen; und ein solcher Umschwung war dringend nötig, denn überall in Deutschland lastete auf den Schriftstellern der gleiche unerträgliche Druck, nur die Leipziger Censur übte zuweilen ein klein wenig Schonung, um den großen Buchhandel nicht ganz zu verderben. Was verschlug es, daß einige Bundesstaaten nur die Schriften unter zwanzig Bogen, andere, wie Hannover, die Karlsbader Beschlüsse noch überbietend, alle Drucksachen ohne Ausnahme der Censur unterwarfen? Was nicht censiert war, unterlag überall beliebigen Verboten, selbst die censierten Zeitungen durften nachträglich noch konfisziert werden. Sogar vor gerichtlicher Verfolgung war der Verfasser einer censierten Schrift nicht immer sicher: in Kassel wurde der schreibselige alte Sonder-

[1]) Deutsche Revue 1897.

ling Friedrich Murhard (1844) verhaftet und, den Bundesgesetzen zuwider, zu schwerer Strafe verurteilt wegen eines Artikels im Rotteck-Welckerschen Staatslexikon, der längst schon von der sächsischen Censur gebilligt war.“ —

Diese Zeilen dürften doch schon genügen, um zu zeigen, daß die deutschen Schriftsteller jener Tage mehr oder minder für vogelfrei galten. Mußte da nicht Heine mit Recht fürchten, daß man nur auf die Gelegenheit warte, sich seiner, als eines sehr gefürchteten Gegners zu entledigen?

Darauf deutete auch schon ein Brief des Dichters an seine Mutter von Paris 1833, in dem er unter anderem sagt: „Daß ich mich wegen meiner politischen Stellung, irgend einer Gefahr aussetze, glaube ich eigentlich nicht. Aber Vorsicht ist in allen Dingen ratsam. Du darfst eine Seele außer Lottchen ahnen lassen, daß ich nur den Gedanken hege, nach Hamburg zu kommen; sonst legen sich meine Feinde schon jetzt auf die Lauer. Komme ich aber unvermutet, so haben sie keine Zeit zu überlegen und nach Hamburg zu kommen. Du wirst nächstens erfahren, wie auffässig mir die Preußen sind, unter uns gesagt, ich übertreibe vielleicht die Sache, aber vorsichtig bin ich doch, und eben meiner großen Vorsicht wegen kannst Du immer wegen meiner außer Sorge sein.“

Zehn Jahre später, als der Dichter voll Sehnsucht Deutschland wiederzusehen begehrte, schreibt er abermals seiner lieben, guten, teuren Mutter, er habe den regen Wunsch, sie bald wiederzusehen, und ehe sie sich dessen versehe, stehe er in Lebensgröße vor ihr. — „Das ist aber, fährt er fort, ein großes Geheimnis, und du darfst keiner Seele ein Wort davon sagen; denn ich reise nicht zu Wasser, sondern geradeswegs durch Deutschland, und da ich auch hier niemandem davon spreche und auch schnell reisen werde, ist von der Regierung

nichts zu fürchten. Aber wie gesagt, keiner Seele ein Wort davon!"

Bei den Briefen Heine's an seine sehr um ihn besorgte Mutter ist immer im Auge zu behalten, daß der Sohn ihr gegenüber, um sie nicht unnötig zu ängstigen, alle Dinge ins beste Licht zu setzen bestrebt ist.

Bezeichnend für Heine's Stimmung ist das Wintermärchen „Deutschland" wo der Dichter singt:

„Minden ist eine feste Burg,
Hat gute Wehr und Waffen!
Mit preußischen Festungen hab' ich jedoch
Nicht gerne was zu schaffen."

Als er hier der Ruhe pflegt, umringen Gendarmen, in Leichenlaken gehüllt, sein Bett, und er hört unheimliches Kettengeklirre. Und als die Göttin Hammonia den Dichter fragt, weshalb er in solcher Jahreszeit nach dem Norden gereist sei, erwidert er treuherzig, er habe das Heimweh bekommen und habe sich nach Torfgeruch, nach deutschem Tabaksdampf, nach Mutter, Schwester und Onkel gesehnt. Zuletzt sucht Hamburgs Göttin den Dichter in Deutschland zurückzuhalten:

Du selbst bist älter und milder jetzt,
Wirst dich in manches schicken,
Und wirst sogar die Vergangenheit
In besserem Lichte erblicken.

Ja, daß es uns früher so schrecklich ging
In Deutschland, ist Uebertreibung;
Man konnte entrinnen der Knechtschaft, wie einst
In Rom, durch Selbstentleibung

Gedankenfreiheit genoß das Volk,
Sie war für die großen Massen,

Beschränkung traf nur die g'ringe Zahl
Derjen'gen, die drucken lassen.

Gesetzlose Willkür herrschte nie,
Dem schlimmsten Demagogen
Ward niemals ohne Urteilsspruch
Die Staatskokarde entzogen.

So übel war es in Deutschland nie,
Trotz aller Zeitbedrängnis —
Glaub mir, verhungert ist nie ein Mensch
In einem deutschen Gefängnis." — — —

Das Werk v. Treitschke's, der meist in seinem Urteile gegen H. Heine zu scharf ist und die weinerliche Erzählung von Heines Exil eine häßliche Lüge nennt, deren jeder gewissenhafte Historiker sich schämen sollte, wird man demnach von jetzt an in Dingen, die Heine angehen, nur mit der größten Vorsicht benutzen können. Doch soll nicht geleugnet werden, daß der moderne Aristophanes mit seinem politischen Märtyrertum bisweilen wie mit allem ein etwas übertreibendes Spiel getrieben hat. Dabei ist jedoch festzuhalten, daß der Dichter damals mit schwerem Herzen und der Not gehorchend sich von seiner Familie, seinen Freunden und dem Vaterlande getrennt hat, wenn auch die Sonne der Freiheit ihn von Paris aus so heiter anlachte. Das zeigen besonders Stellen, in denen er uns den geheimen Fluch des Exils schildert. „Die Freiheitsliebe, ruft er einmal aus, das ist eine Kerkerblume, und erst im Gefängnisse fühlt man den Wert der Freiheit. So beginnt die deutsche Vaterlandsliebe erst an der deutschen Grenze, vornehmlich aber beim Anblick deutschen Unglücks in der Fremde."[1])

[1]) Vergl mein Werk: „H. Heines Familienleben. Fulda 1895, 32 f.

Der Dichter fühlte sich im Sommer 1831 in Hamburg nicht mehr sicher, und da ihm „eine Reise nach Paris schon längst im Gemüte dämmerte", war er leicht beredet, als ihm eine große Hand gar besorglich winkte. „Indessen: Fliehen wäre leicht, fügt er hinzu, wenn man nicht das Vaterland an den Schuhsohlen mit sich schleppte." Heine, der die Regierungen durch die herausfordernde Tendenz seiner „Nachträge zu den Reisebildern" und seines Vorwortes zu der Kahldorf'schen Schrift über den Adel sehr gereizt hatte, mußte bei der immer dreister hervortretenden Reaktion alles für seine Person fürchten. Schon im April 1831 schreibt der Dichter daher seinem Freunde Varnhagen, er sehe wohl ein, daß er die Weisheit der Regierungen nicht für sich benutzen könne, und es bleibe ihm nichts mehr übrig, als sich vor ihren Thorheiten zu sichern.

Sechs Jahre später, um nur ein Zeugnis von vielen anzuführen, beklagt der Dichter den Bundestagsbeschluß vom Dezember 1835, wodurch seine ganze Schriftstellerei mit dem Interdikte belegt ward. „Ich weinte wie ein Kind! Ich hatte mir so viele Mühe gegeben mit der deutschen Sprache, — ich wußte die Worte so schön aneinander zu reihen wie Perl' an Perl', ich fand schon Vergnügen an dieser Beschäftigung, sie verkürzte mir die langen Winterabende des Exils, ja, wenn ich deutsch schrieb, so konnte ich mir einbilden, ich sei in der Heimat, bei der Mutter — — — in der That, wenn es schon hinlänglich betrübsam ist, daß ich, ein Dichter Deutschlands, fern vom Vaterland, im Exile leben muß, so wird es gewiß jeden fühlenden Menschen doppelt schmerzen, daß ich jetzt noch obendrein meines litterarischen Vermögens beraubt werde, meines geringen Poetenvermögens, das mich in der Fremde wenigstens gegen physisches Elend

schützen konnte. Ich sage dies mit Kummer, aber nicht mit Unmut." — —

„Die leitenden Männer des jungen Deutschlands wurden also vor die Zwangswahl gestellt, entweder vollständig zu verstummen und in schweigendem Trotze ihre Zeit abzuwarten, oder ihre Vergangenheit zu verleugnen und durch demütigende Versprechungen hinsichtlich ihres zukünftigen Verhaltens sich andere Bedingungen zu erkaufen." Weder Heine, Wienbarg, noch Gutzkow beugten sich.[1])

Interessant ist das Schicksal Dr. Johann Jakoby's, eines Königsberger Arztes, der Ende 1841 eine Broschüre erscheinen ließ: „Vier Fragen beantwortet von einem Ostpreußen" Brandes berichtet.[2])

„Die Untersuchung gegen Jakoby wurde mit ungewöhnlichem Eifer betrieben; in 3 bis 4 Wochen wurde er 20 Verhören unterworfen, 96 Zeugen, darunter Ladenmamsells, Köchinnen und Schulkinder wurden vernommen. Das wirklich Begangene war ja nur ein Preßvergehen, ein Umgehen der Censur. Aber die Anklage lautete auf Erregung von Mißvergnügen, was das Gesetz mit Festungsstrafe bis zu zwei Jahren und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte bedrohte, ferner auf Majestätsbeleidigung — diese konnte je nach den Umständen mit vierjähriger Zuchthausstrafe belegt werden — und schließlich auf Hochverrat — wofür die Strafe nur eine einzige war: Hinrichtung mit der härtesten und schrecklichsten Leibes- und Lebensstrafe.

Nach langen Verhandlungen wurde er zu $2^1/_2$ Jahren Festungsarrest und Verlust der Ehrenrechte verurteilt, drei Jahre später jedoch vom höchsten Gerichtshof freigesprochen

[1]) Vgl. G. Brandes, Das junge Deutschland. S. 249 f. 3. Aufl. 1897. Lpzg. v. H. Barsdorf.

[2]) Daselbst S. 324 f.

Als man nun in Deutschland Listen herumgehen ließ, um zu einer Bürgerkrone für Jakoby zu sammeln, wurden die Listen mit Beschlag belegt, die Unterzeichner gerichtlich verhört, die Sammlungen untersagt. So hatten Polizei und Censur vollauf zu thun."

Auch Robert Prutz geriet als Mitarbeiter an den „Hallischen Jahrbüchern" oft mit Censor und Polizei in Konflikt und sah sich in Folge lächerlicher Bevormundung in allerlei seltsame Anklagen und Unannehmlichkeiten verwickelt.

War nicht Heinrich Laube, Heine's intimer Freund, bald nach seiner Ankunft in Berlin verhaftet und als ehemaliges Mitglied der Hallischen Burschenschaft 9 Monate eingekerkert und vom Polizeiminister von Rochow nach Naumburg verbannt worden? Als die Untersuchung über ihn abgeschlossen war, lautete das Urteil auf sieben Jahre Festungsstrafe. Zu Laube's Glück wurde auf Verwendung der Fürstin Pückler-Muskau, einer Tochter des Staatsministers Hardenberg, die Strafe auf 18 Monate ermäßigt und ihm außerdem gestattet, diese Haft in Gesellschaft seiner Frau zu Muskau abzubüßen.

Wie wäre es erst Heine ergangen, wenn er sich hätte fassen lassen? Mit Recht sagt er schon 1831: „Ach, die ganze Zeitgeschichte ist jetzt nur eine Jagdgeschichte. Es ist jetzt die Zeit der hohen Jagd gegen die liberalen Ideen, und die hohen Herrschaften sind eifriger als je, und ihre uniformierten Jäger schießen auf jedes ehrliche Herz, worin sich die liberalen Ideen geflüchtet, und es fehlt nicht an gelehrten Hunden, die das blutende Wort als gute Beute heranschleppen. Berlin füttert die beste Koppel und ich höre schon, wie die Meute losbellt gegen dieses Buch."

Gegen solche Unbilden wäre Heine, wenn er sich in Frankreich hätte naturalisieren lassen, geschützt gewesen. In

einer ängstlichen Stunde hatte der Dichter nach Strodtmann's Bericht die Formalitäten erfüllt, welche den Ausländer in stand setzen, nötigenfalls die Naturalisation ohne Zögern zu erlangen. Aber vor dem definitiven Akt hegte er immer eine unüberwindliche Scheu. „Es war, sagt Heine, der närrische Hochmut des deutschen Dichters, der mich davon abhielt, auch nur pro forma ein Franzose zu werden. Es war eine ideale Grille, wovon ich mich nicht losmachen konnte. — — — —

„Ich habe — keine einzige Schelle an meiner deutschen Kappe eingebüßt, und ich habe noch immer (1854) das Recht, daran die schwarz-rot-goldene Kokarde zu heften. Ich darf noch immer zu Maßmann sagen: „Wir deutsche Esel!" Hätte ich mich in Frankreich naturalisieren lassen, würde mir Maßmann antworten können: „Nur ich bin ein deutscher Esel, du aber bist es nicht mehr." — — — — Die Naturalisation mag für andere Leute passen; — — aber — es — geziemt sich nicht für einen deutschen Dichter, welcher die schönsten deutschen Lieder gedichtet hat. Es wäre für mich ein entsetzlicher wahnsinniger Gedanke, wenn ich mir sagen müßte, ich sei ein deutscher Poet und zugleich ein naturalisierter Franzose. — Es würde mich beim Dichten unerträglich genieren, wenn ich dächte, der eine Kopf finge auf einmal an, im französischen Truthahnpathos die unnatürlichsten Alexandriner zu skandieren, während der andere in den angebornen wahren Naturmetren der deutschen Sprache seine Gefühle ergösse. — — Der Steinmetz, der unsre letzte Schlafstätte mit einer Inschrift zu verzieren hat, soll keine Einrede[1]) zu gewärtigen haben, wenn er dort eingräbt die Worte:

„Hier ruht ein deutscher Dichter."

[1]) Bekanntlich hat v. Treitschke auch ohne jegliche Beweisgründe behauptet, Heine sei in Frankreich naturalisiert gewesen.

Heine war sich also seiner gefährlichen Lage wohl bewußt, und als obige Stelle gedruckt erschien, mochte er vielleicht schon auf der Wanderung nach Paris sein.

Dort sollte er die Bitterkeiten des Exils bis zur Hefe kosten. Es war ihm in der ersten Zeit seines Pariser Aufenthaltes nicht möglich, sich über die politischen und litterarischen Zustände seiner Heimat auf dem Laufenden zu erhalten.

„Mein Geist, seufzt er, fühlt sich in Frankreich exiliert, in eine fremde Sprache verbannt." Von den politischen Flüchtlingen aus Deutschland zog Heine sich auch bald zurück, nachdem er gesehen hatte, daß er ihre sanguinischen Hoffnungen und ihre auf das nächste Tagesinteresse gerichteten Bestrebungen nicht zu teilen im stande sei. Mit Jakob Venedey geriet er später in die grimmigste Feindschaft; dieser war nach dem Hambacher Feste verhaftet worden, dann aber dem preußischen Gefängnisse entsprungen und hatte in Paris seit 1835 eine ultraradikale Monatsschrift herausgegeben. Als er deswegen von der preußischen Gesandtschaft als staatsgefährlich denunziert ward, wurde er auf 5 Jahre nach Havre verbannt.

Welche Kämpfe hatte der geplagte Dichter nicht mit den Schwaben, mit Gutzkow, Wihl und Beurmann zu bestehen? Am deutlichsten ersehen wir Heine's Elend aus einer Stelle, die sich in seinem Aufsatz über Ludwig Börne (1839) findet:

„Glücklich sind die, welche in den Kerkern der Heimat ruhig hinmodern . . . .; denn diese Kerker sind eine Heimat mit eisernen Stangen, und deutsche Luft weht hindurch, und der Schlüsselmeister, wenn er nicht ganz stumm ist, spricht die deutsche Sprache! . . . Es sind heute über 6 Monate, daß kein deutscher Laut an mein Ohr klang, und alles, was ich dichte und trachte, kleidet sich mühsam in ausländische

Redensarten. . . . Ihr habt vielleicht einen Begriff vom leiblichen Exil, jedoch vom geistigen Exil kann nur ein deutscher Dichter sich eine Vorstellung machen, der sich gezwungen sähe, den ganzen Tag französisch zu sprechen, zu schreiben und sogar des Nachts am Herzen der Geliebten französisch zu seufzen! Auch meine Gedanken sind exiliert, exiliert in eine fremde Sprache".[1]) — —

Ende Oktober 1843 finden wir den Dichter auf dem Wege nach Hamburg. Da ihm, wie Strodtmann erzählt, der preußische Gesandte den Paß für die Route über Köln und Aachen nicht visieren wollte, so reiste er von Brüssel über Amsterdam und Bremen nach Hamburg. Bezeichnend ist, daß diese Maßregel etwa 8 Monate nach der oben angeführten Erklärung: „aucune mesure de police n'a été prise contre sa personne" datiert.

Im Buchladen seines Verlegers Campe machte Heine auch die Bekanntschaft des zuvor genannten Schneiders und Schriftstellers Weitling, der wegen einer kommunistischen Broschüre in der Schweiz die bittersten Verfolgungen erduldet, dann mit Ketten belastet zu Magdeburg in einem preußischen Kerker gesessen hatte. Von dort war er endlich unter polizeilicher Eskorte nach Hamburg transportiert worden.

Aehnlich ging es bekanntlich Hoffmann v. Fallersleben, der gleichfalls seine Unzufriedenheit mit den damaligen politischen Verhältnissen zu laut geäußert hatte. Das Ende vom „unpolitischen Liede" war, daß Hoffmann am 20. Dez. 1842 seiner Professur ohne alle Pension entsetzt wurde; so mußte er, von Ort zu Ort

[1]) Heine hat, wenigstens bis zu den vierziger Jahren, nie das Französische vollständig beherrscht, und seine Gattin war der deutschen Sprache nicht mächtig. Vgl. das Nähere hierüber in meinem Buch: H. Heines Familienleben, Fulda 1895, S. 25, 45 u. a.

ausgewiesen und polizeilich gemaßregelt, von seiner Schriftstellerei leben, bis er in Mecklenburg sich Heimatsrechte erwarb. Doch hören wir hierüber v. Treitschke selbst! Der Leser wird staunen, wie er sich ereifert, daß Hoffmann v. Fallersleben so behandelt wurde. Bei Heine dagegen legt er einen anderen Maßstab an, er glaubt dem Dichter nicht recht, wenn er seine Not klagt.

„Als die Berliner Studenten, erzählt v. Treitschke, seinen (Hoffmanns) alten Freunden, den Brüdern Grimm einen Fackelzug brachten, da erschien Hoffmann plötzlich als ungeladener Gast an einem Fenster, und die jungen Leute, deren Anführer wohl mit im Geheimnis waren, begrüßten auch ihn mit jauchzendem Zuruf; darauf Ausweisung des Heimatlosen, Untersuchung gegen die jugendlichen Ruhestörer und eine Zeitungserklärung der Brüder Grimm, die ihren königlichen Schirmherrn doch nicht verhöhnen durften, also öffentlich ihre Unschuld beteuerten.

„Seitdem blieb die Polizei dem Dichter auf den Hacken; auch aus anderen Städten ward er verwiesen, selbst in seinem Geburtslande Hannover durfte er sich nicht zeigen. Endlich fand er eine Zuflucht unter dem Schutze der ritterschaftlichen Libertät Altmecklenburgs. Da ein mecklenburgisches Staatsbürgerrecht nicht bestand, jeder Rittergutsbesitzer aber befugt war, auf seinen Dörfern nach Belieben das Heimatsrecht zu erteilen, so entschloß sich der Führer der bürgerlichen Ritterschaft, der liberale Dr. Schnelle, den gehetzten Mann auf seinem Gute Buchholz als Ortsangehörigen — die liberalen Zeitungen logen: als Kuhhirten aufzunehmen; und in diesem unangreifbaren Schnellischen Reiche konnte Hoffmann fortan immer sicher ausruhen, sobald er anderswo ausgewiesen wurde.

„So war das öffentliche Recht des deutschen

Bundes. Solche tragikomische Erbärmlichkeiten erweckten selbst im Auslande Spott und Hohn, und zuletzt fiel aller Haß auf Preußen zurück."

Warum wollte nun v. Treitschke annehmen, daß Heine, der doch die deutschen Regierungen viel schärfer angegriffen hatte, als der neue fahrende Sänger, glimpflicher behandelt worden wäre als Hoffmann? Warum hat v. Treitschke, ein Mann, dessen Wissen und Ansehen wir gern den Tribut schuldiger Achtung zollen, für die Gefahren, die in Deutschland dem modernen Aristophanes drohten, kein rechtes Verständnis?

Schrieb doch noch Friedrich Wilhelm IV. am 30. November 1843, also etwa 9 Monate nach dem von v. Treitschke herangezogenen vorerwähnten Aktenstücke, dem er eine so weittragende Beweiskraft beimißt, an Thile: „Es muß endlich in meinem Geiste verfahren werden. Revolutionäre dürfen in Preußen keine Freistätte unter den Fittichen der Regierung finden."

Eine solch energische Willensäußerung mußte, allgemeiner gedeutet, weitere Kreise in Mitleidenschaft ziehen, besonders da der Ausdruck „revolutionär" damals im weitesten Sinne gefaßt wurde.

Heine hatte, wie wir deutlich sehen, allen Grund, sich vor „den Thorheiten der Regierungen" zu schützen.

Daß der Dichter sich immer stark nach der Heimat zurücksehnte, und ganz besonders, als er in der Fremde immer mehr vereinsamte, zeigt auch in rührendsten Klagetönen das in die Worte: „Wie fern die Heimat! mein Herz wie schwer! aus klingende Lied „Lebensfahrt". Selbst in seinem Testamente gedenkt er seiner deutschen Heimat und ruft dem „Lande der Rätsel und der Schmerzen" ein letztes Lebewohl zu: „Werde hell und glücklich!"

Auch Brandes[1]), dieser berufene Kenner Heinrich Heine's, sagt treffend: „Heine — läßt sich in Paris nieder und wird bald durch das Verbot seiner Schriften seitens des deutschen Bundes hier dauernd gebunden." Und an einer anderen Stelle: „Weder sein Parteistandpunkt, noch die damit verbundene Bewunderung der Fremde haben bei ihm eine aufrichtige und tiefgehende Vaterlandsliebe ausgeschlossen, welche ihm Entbehrungen über Entbehrungen während des Exils erschuf." — „Die deutsche Sprache war ihm das wahre, höhere Vaterland. Das deutsche Wort hat er selbst das heiligste Gut, den unbezwingbaren Freiheitswecker genannt, und es sogar für denjenigen, welchen Thorheit und Arglist aus dem Vaterlande getrieben, als ein neues Vaterland bezeichnet."

Wie man aus dieser Betrachtung sieht, haben wir allen Grund, Heine wirklich als einen viel verfolgten politischen Flüchtling zu betrachten.

7.

H. Heine über G. Rossini.

In seiner Verbannung lernte Heine in Paris fast alle großen Musiker seiner Zeit kennen. Darunter auch den ihm geistig verwandten Rossini.

Kein Musiker hat wohl in schmelzenderen Weisen gesungen und mit holderem Reize der Töne Sinn und Seele seiner Zuhörer umstrickt als Gioachimo Rossini; noch keiner fand aber

[1]) In seinem hervorragenden Werke „Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhdts. Bd. VI S. 199. Lpzg., 1897, Verlag von H. Barsdorf.

auch die Mitwelt dankbarer und sah die Ruhmespforten bereitwilliger für sich geöffnet.

Denn wem wäre es sonst vergönnt gewesen, in so reichem Maße sich noch bei Lebzeiten gefeiert zu sehen wie dem Schwan von Pesaro? In Paris trugen bekanntlich Straßen und Plätze seinen Namen, im Flur der großen Oper wurde seine Marmorbüste aufgestellt, in Bologna und anderen Städten Italiens waren an den Häusern, die er bewohnte, Gedenktafeln angebracht, und auf dem Hauptplatze von Pesaro wurde ihm 1864 ein Standbild errichtet; ja, man prägte ihm zu Ehren sogar eine Denkmünze.

Auch Heinrich Heine, der geistvolle Musiklaie, schwärmte für Rossinische Weisen und hat seiner Begeisterung für sie oft Ausdruck verliehen und dadurch gewiß viel dazu beigetragen, den Ruhm des großen Komponisten zu mehren.

Und während der große Spötter fast keinen seiner Freunde mit seinen höhnenden satirischen Pfeilen verschonte, hat er unseren Meister bis auf eine plumpe, im Jahre 1854 geschriebene Stelle, stets mit Achtung genannt. Dies mag eine kurze Betrachtung darthun, die um so interessanter sein dürfte, als bisher meines Wissens noch niemand den Versuch gemacht hat, die Beziehungen zwischen Heine und Rossini näher zu beleuchten.

Leider finden sich unter den Aussprüchen H. Heine's über Rossini nur wenige, die sich auf den persönlichen Verkehr dieser beiden Männer beziehen; auch fehlen bisher ganz Briefe des Dichters an den Musiker und umgekehrt, obschon beide bekanntlich bis zu ihrem Tode einen regen Briefwechsel unterhielten. Schon im Jahre 1824, als Heine als junger Student seine Harzreise machte, gedenkt er in launiger Weise des italienischen

Künstlers. Vier Jahre später feiert er den Musiker bereits in allen Tonarten.

„Es war ein[1]) echt italienisches Musikstück (welches das Harfenmädchen und die beiden Männer in Trient sangen) aus irgend einer beliebten Opera buffa, jener wundersamen Gattung, die dem Humor den freiesten Spielraum gewährt, und worin er sich all seiner springenden Lust, seiner tollen Empfindelei, seiner lachenden Wehmut und seiner lebenssüchtigen Todesbegeisterung überlassen kann. Es war ganz Rossinische Weise, wie sie sich im „Barbier von Sevilla" am lieblichsten offenbart. Die Verächter italienischer Musik, die auch über diese Gattung den Stab brechen, werden einst in der Hölle ihrer wohlverdienten Strafe nicht entgehen und sind vielleicht verdammt, die lange Ewigkeit hindurch nichts anderes zu hören als Fugen von Sebastian Bach. Leid ist es mir um so manchen meiner Kollegen, z. B. um Rellstab, der ebenfalls dieser Verdammnis nicht entgehen wird, wenn er sich nicht vor seinem Tode zu Rossini bekehrt. Rossini, divino Maestro, Helios von Italien, der du deine klingenden Strahlen über die Welt verbreitest! verzeih' meinen armen Landsleuten, die dich lästern auf Schreibpapier und auf Löschpapier! Ich aber erfreue mich deiner goldenen Töne, deiner melodischen Lichter, deiner funkelnden Schmetterlingsträume, die mich so lieblich umgaukeln und mir das Herz küssen wie mit Lippen der Grazien!

„Divino Maestro, verzeih meinen armen Landsleuten, die deine Tiefe nicht sehen, weil du sie mit Rosen bedeckst, und denen du nicht gedankenschwer und gründlich genug bist, weil du so leicht flatterst, so gottbeflügelt!" —

So singt Heine in treffenden Worten das Lob Rossini's. Nachdem er dann den esoterischen Charakter der Opera buffa

[1]) Reise von München nach Genua, cap. XIX.

näher geschildert hat, in deren heiteren Liebesgeschichten, Liebesnöten und Liebesneckereien der Italiener seine tötlichsten Befreiungsgedanken verberge, wiederholt er noch einmal denselben Gedanken und fügt hinzu: „Vielleicht gewährt dieses Bekenntnis (eines blassen, freiheitsliebenden Italieners) auch einigen Aufschluß über den Enthusiasmus, den jenseits der Alpen Rossini's oder Meyerbeer's Opern überall hervorbringen."

In den Bädern von Lucca läßt Heine den Marchese, während er an den Fingern die Kosten einer Reise berechnet, die berühmte Arie aus „Tancred": „Di tanti palpiti" vor sich hersummen.

Vier Jahre später gedenkt der Dichter wieder bei Besprechung der bedrohten Reformbill in England, des Schwans von Pesaro und sagt, die Engländer hätten bei der Debatte hierüber Dinge gesprochen, die noch hinreißender geklungen hätten als die Melodien von Rossini und Meyerbeer."

Rossini war bekanntlich Generalintendant der königlichen Musik und lebte als Generalinspektor des Gesanges in Frankreich von 1823—1836 in Paris.

Um uns in seiner drolligen Weise das Schwinden der Autoritäten in Paris und in Frankreich überhaupt klar zu machen, Heine satirisch sagt: „Von Ludwig Philipp I. bis zu Alexander, Chef des claqueurs, vom großen Talleyrand bis zu Vidocq, — — — — von Cherubini bis Biffi, von Rossini bis zum kleinsten Maulaffi — keiner, von welchem Gewerbe er auch sei, hat hier ein unbestrittenes Ansehen."

Eine ähnliche Stelle findet sich in Heine's Werk: „Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski." „O, wie sehne ich mich manchmal, ruft er scherzend aus, nach den lombardischen Stuffados[1])

[1]) Stufato, eine Art Ragout. (Elster.)

nach den Tagliarinis[1]) und Broccolis[2]) des holdseligen Toscana! Alles schwimmt in Oel, träge und zärtlich, und trillert Rossini's süße Melodien und weint vor Zwiebelduft und Sehnsucht!"

Wie mag der schalkhaft angelegte Maestro oft über Heine's Witze gelacht und wie oft mit ihm selbst gescherzt haben! Denn auch Rossini war heiter, ausgelassen geistreich und witzig. Berühmt und gefürchtet war sein Humor.

Mendelssohn bezeugt dies (1836): „Rossini, groß und breit, ist in liebenswürdigster Sonntagslaune. Ich kenne wahrlich wenig Menschen, die so amüsant und geistreich sein können wie der, wenn er will. Wir kamen die ganze Zeit aus dem Lachen nicht heraus. — —" Könnte man nicht diese Aeußerung auch fast wörtlich für unsern Dichter gelten lassen?

Heine behandelt auch die hochinteressante Frage, weshalb Rossini mit 37 Jahren, geistig und körperlich frisch, von der ganzen Welt verehrt, plötzlich seine glänzende Laufbahn unterbrach.

Der Dichter löst keck in seiner schalkigen Weise gar nicht so übel dieses Rätsel.

Auf die Bemerkung Mariens in den „Florentinischen Nächten", daß Rossini ein sehr strenges Stillschweigen beobachte, bemerkt Maximilian: „Das ist vielleicht ein Witz von ihm. Er hat zeigen wollen, daß der Name „Schwan von Pesaro", den man ihm erteilt,[3]) ganz unpassend sei. Die Schwäne singen am Ende ihres Lebens, Rossini aber hat in der Mitte des Lebens zu singen aufgehört. Und ich glaube, er hat wohl daran gethan und eben dadurch gezeigt, daß er ein Genie ist. Ein Künstler, welcher nur Talent hat, behält bis an sein Lebensende den Trieb, dieses Talent auszuüben, der Ehrgeiz

[1]) Italienische Nudeln.
[2]) Eine Art Blumenkohl.
[3]) Der Maestro ärgerte sich bekanntlich, wenn man ihn „le cygne de Pesaro" nannte.

stachelt ihn, er fühlt, daß er sich beständig vervollkommnet, und es drängt ihn, das Höchste zu erstreben. Der Genius aber hat das Höchste bereits geleistet; er ist zufrieden, er verachtet die Welt und den kleinen Ehrgeiz und geht nach Hause, nach Stratford am Avon, wie W. Shakespeare, oder promeniert lachend und witzelnd auf dem Boulevard des Italiens wie Joachim Rossini. Hat der Genius keine ganz schlechte Leibeskonstitution, so lebt er in solcher Weise noch eine gute Weile fort, nachdem er seine Meisterwerke geliefert, oder wie man sich auszudrücken pflegt, nachdem er seine Mission erfüllt hat." —

Vergleicht man hiermit Rossini's lakonisches Schreiben an den Musikverleger Troupenas, der dem Maestro für das Eigentumsrecht einer neuen, von ihm zu komponierenden Oper 100 000 Francs bot, so wird man Heine im großen und ganzen zustimmen können. Es lautet: „Für den Ruhm schreib' ich nicht mehr; Geld habe ich genug!" — — —

An einer anderen Stelle sagt Heine mit Bezug auf das Schweigen der Muse Rossini's:

„Der Schwan von Pesaro hat das Gänsegeschnatter nicht mehr ertragen können."

Rossini's „Otello", der 1816 erschien, nennt Heine einen Vesuv, der strahlende Blumen speit.

Der Dichter meint unstreitig das „vulkanische Feuer," das in dem Duett zwischen dem finsteren Jago und dem jungen Laffen Rodrigo herrscht:" „Fürchte nicht, erheitere nur wieder deine Blicke!"

„Sein Pasticcio", sagt aber Heine an derselben Stelle, „hat für mich von vornherein etwas Unheimliches, mahnend an den heiligen Hieronymus in der spanischen Galerie, der als Leiche die Psalmen schreibt. Es fröstelt einen, wie beim Anfühlen einer Statue."

Die artigen Entschuldigungsreden eines Franzosen, der am Tage der Ankunft Heine's in Paris ihn auf der Straße nur leicht gestoßen hatte, erklangen ihm wie Rossinische Melodieen.

Die bedeutendste und längste Stelle über Rossini stammt aus dem Jahre 1837; Heine läßt hier zwei Herren über das Tagesthema, ob Rossini oder Meyerbeer der größte Meister sei, disputieren und bemerkt dazu: „Ich beschränke mich darauf, beide zu lieben, und keinen von beiden liebe ich auf Unkosten des anderen. Wenn ich mit ersterem vielleicht mehr noch als mit letzterem sympathisiere, so ist das nur ein Privatgefühl, keineswegs ein Anerkenntnis größeren Wertes. Vielleicht sind es eben Untugenden, welchen manche entsprechenden Untugenden in mir selber so wahlverwandt anklingen. Von Natur neige ich zu einem gewissen Dolce far niente, und ich lagere mich gern auf blumige Rasen und betrachte dann die ruhigen Züge der Wolken und ergötze mich an ihrer Beleuchtung; doch der Zufall wollte, daß ich aus dieser gemächlichen Träumerei sehr oft durch harte Rippenstöße des Schicksals geweckt wurde, ich mußte gezwungenerweise teilnehmen an den Schmerzen und Kämpfen der Zeit, und ehrlich war dann meine Teilnahme, und ich schlug mich trotz den Tapfersten." . . .

Nachdem der Dichter dann sich selber und seine Thätigkeit im Parteikriege näher geschildert hat, fährt er fort: „Einem solchen Menschen muß Rossini besser zusagen als Meyerbeer, und doch, zu gewissen Zeiten wird er der Musik des letzteren wo nicht sich ganz hingeben, doch gewiß enthusiastisch huldigen. Denn auf den Wogen Rossinischer Musik schaukeln sich am behaglichsten die individuellen Freuden und Leiden des Menschen, Liebe und Haß, Zärtlichkeit und Sehnsucht, Eifersucht und Schmollen, alles ist hier das isolierte Gefühl eines einzelnen. Charakteristisch ist daher in

der Musik Rossini's das Vorwalten der Melodie, welche immer der unmittelbare Ausdruck eines isolierten Empfindens ist."

Hierauf kennzeichnet der Musikkritiker die Meyerbeersche Musik und bemerkt dann:

„Rossini's Musik war angemessener für die Zeit der Restauration, wo nach großen Kämpfen und Enttäuschungen bei den blasierten Menschen der Sinn für ihre großen Gesamtinteressen in den Hintergrund zurückweichen mußte und die Gefühle der Ichheit wieder in ihre legitimen Rechte eintreten konnten. Nimmermehr würde Rossini während der Revolution und des Empire seine große Popularität erlangt haben. Robespierre hätte ihn vielleicht antipatriotischer, moderantistischer Melodieen angeklagt, und Napoleon hätte ihn gewiß nicht als Kapellmeister angestellt bei der großen Armee, wo er einer Gesamtbegeisterung bedurfte. . . . .

„Armer Schwan von Pesaro! der gallische Hahn und der kaiserliche Adler hätten dich vielleicht zerrissen, und geeigneter als die Schlachtfelder der Bürgertugend und des Ruhmes war für dich ein stiller See an dessen Ufer die zahmen Lilien dir friedlich nickten, und wo du ruhig auf und ab rudern konntest, Schönheit und Lieblichkeit in jeder Bewegung!

„Die Restauration war Rossini's Triumphzeit, und sogar die Sterne des Himmels, die damals Feierabend hatten und sich nicht mehr um das Schicksal der Völker bekümmerten, lauschten ihm mit Entzücken." — Kann man wohl in geistreicherer Weise die Zeitumstände, in denen der große Meister seine unsterblichen Werke schuf, skizzieren?

In demselben Aufsatze bespricht der Dichter auch noch mit einem leisen Anfluge von Spott die Feinschmeckerei Rossini's, der sich sehr oft selbst mit Zubereitung von Pasteten und Maccaroni beschäftigte, und setzte seiner Satire die Krone

auf, indem er gleichzeitig den Meister mit seinen feinen italienischen Lippen über musikalische Triumphe überaus ironisch lächeln und über seinen schlechten Magen klagen läßt, der sich täglich verschlimmere, so daß er gar nichts mehr essen könne.

Den Schluß des oben angeführten Aufsatzes über Rossini macht die Erwähnung einer gewissen musikalischen Clique, an deren Spitze 1827 der Musiktheoretiker A. B. Marx aus Halle, 1799—1866, stand, die, wie Heine sagt, beständig S. Bach huldigte. Dieser Enthusiasmus habe die Reputation von Rossini, den die Régence am meisten fürchtete und am meisten haßte, vernichten sollen. „Meyerbeer galt damals für einen Nachahmer Rossini's, und der Dr. Marx behandelt ihn mit einer gewissen Art Herablassung, mit einer leutseligen Oberhoheitsmiene, worüber ich jetzt herzlich lachen muß. Der Rossinismus war damals das große Verbrechen Meyerbeer's; er war noch weit entfernt von der Ehre, um seiner selbst willen angefeindet zu werden."

Aus den Biographieen Rossini's dürfte es manchen Lesern bekannt sein, daß der Maestro in Paris nicht allein mit dem Baron Rothschild, sondern auch mit dessen Koch intim befreundet war.

Wie Rossini wegen seiner kulinarischen Neigungen dem Spotte ausgesetzt war, kann man auch aus folgender Erzählung Arthur Schopenhauer's ersehen:

„Man sehe, wie der Neid deutscher Musiker, ein Menschenalter hindurch, sich gesträubt hat, das Verdienst des großen Rossini anzuerkennen; bin ich doch ein Mal Zeuge gewesen, daß man an einer großen konstituierten Liedertafel, nach der Melodie seines unsterblichen di tanti palpiti zum Hohn die Speisekarte absang. Ohnmächtiger Neid! Die Melodie überwand und verschlang die gemeinen Worte. Und so haben, allem Neid zum Trotz, Rossini's wundervolle Melodieen sich

über den ganzen Erdball verbreitet und jedes Herz erquickt, wie damals, so noch heute und in saecula saeculorum".

Außer dem oben erwähnten Koch Rothschild's gab es in Paris noch einen Kochkünstler, mit dem Rossini in einem freundschaftlichen Verhältnis stand. Heine berichtet hierüber in einem Artikel vom 1. Mai 1844:

„Ein Italiener, Broggi mit Namen, Rossini's ehemaliger Leibkoch, besaß in Paris eine Speisewirtschaft. In dieser kehrte der Maestro, als er 1843 nach Paris kam, ein. Nachdem er dort gespeist hatte, blieb er vor der Thüre lange stehen, in tiefem Nachdenken das Große Opern-Gebäude betrachtend. „Eine Thräne trat in sein Auge, und als jemand ihn fragte, weshalb er so wehmütig bewegt erscheine, gab der große Maestro zur Antwort: Paolo habe ihm sein Leibgericht, Ravioli[1]) mit Parmesankäse, zubereitet wie ehemals, aber er sei nicht im stande gewesen, die Hälfte der Portion zu verzehren, und auch diese drücke ihn jetzt; er, der ehemals den Magen eines Straußes besessen, könne heutzutage kaum so viel vertragen. wie eine verliebte Turteltaube. Wir lassen dahin gestellt sein, in wie weit der alte Spottvogel seinen indiskreten Frager mystifiziert hat, und begnügen uns heute, jedem Musikfreunde zu raten, bei Broggi eine Portion Ravioli zu essen —". — — —

So scherzt Heine, und doch hatte er selbst allen Grund als Feinschmecker und Gourmand, worin es ihm übrigens seine Gattin, die „süßeste Verbringerin" gleich that, vor seiner eigenen Thür zu kehren, wie ich an einer anderen Stelle gezeigt habe.[2]) Ja, die Verschwendung der Eheleute brachte nicht selten

[1]) Mit sogenannter Farce von Geflügel oder Fisch gefülltes Gebäck aus Nudelteig, welches in klarer Fleischbrühe genossen wird.

[2]) Vgl. H. Heine's Familienleben. Fulda 1895. (168 S., 2,30 Mk.)

große Nöte über das Haus. Dann flüchteten sie sich, wie Heine sagt, in die italienische Oper, in den ewig blühenden, singenden Wald. Dort im süßen Winkel einer etwas verdeckten Loge werde er, wenn winterlicher Trübsinn ihn umnebele, oder der Lebensfrost unerträglich werde, wieder angenehm erwärmt, und man verblute wenigstens nicht in der Kälte. „Der melodische Zauber verwandelt dort in Poesie, was eben noch täppische Wirklichkeit war, der Schmerz verliert sich in Blumenarabesken, und bald lacht wieder das Herz."

Hiermit schließe ich die geistreichen Bemerkungen Heine's über Rossini, bei denen er, wie wir sahen, allzu oft nach seiner Art in das Gebiet des Persönlichen übergreift.

Jedenfalls hat sich dem Dichter durch den Anteil, den er an der Persönlichkeit von so bedeutenden Künstlern wie Meyerbeer, Rossini, Berlioz, Paganini, Liszt, Spontini und an deren Werken nahm, allmählich auch etwas von ihrer Kunst erschlossen, und ich glaube *mehr, als man bisher anzunehmen gewillt war.*

8.

Dr. Max Kaufmann, der erste, bisher ganz unbekannte Uebersetzer von Heine's „Englischen Fragmenten."

Den folgenden Fund lasse ich mit ganz besonderer Befriedigung folgen, weil hier Heine, etwa ein Jahr nach seiner Ankunft in Paris, was bisher gänzlich unbekannt war, zum

ersten Male mit einem Bruchstück aus seinen Werken vor das französische Publikum tritt.

Dr. L. Betz behauptet nämlich:[1]) „Loève-Veimars ist nicht nur der erste Uebersetzer Heine's, sondern auch der einzige, der sich dieser Aufgabe nicht anonym unterzogen" und eine Seite weiter: „J. Willm darf mit Recht der erste kompetente und vertrauenswürdige Uebersetzer „Heine's genannt werden."

Die unten folgende schöne Uebersetzung eines Teiles der Englischen Fragmente aber widerlegt diese Behauptung, die sich um so seltsamer ausnimmt, als sich die Uebertragung in der Revue de Paris 1832, April und Mai, S. 179—191 u. 37—46 findet, die Herr Betz doch durchgesehen haben muß, da er sein Verzeichnis „vollständig" nennt.

Die Uebersetzung ist nicht nur mit feinem Sprachverständnis, sondern auch unter den Augen des Dichters von einem Manne gemacht worden, der, wie man aus dem geschmackvollen Stile leicht ersehen kann, beide Sprachen vollständig beherrschte. In der Einleitung, die ich mit abdrucken lasse, heißt es: M. H. Heyne est aujourd'hui à Paris. En relation directe avec lui, nous publions avec d'autant plus de confiance sa pensée traduite, que cette traduction, souvent littérale et faite sous ses yeux par un de ses compatriotes également habile dans les deux langues, a été revisée et approuvée par l'auteur."

Auf S. 191 steht als Unterschrift „Henri Heyne (I.)" und darunter als Note „(I.) Traduit par M. Max Kaufmann, docteur en philosophie."

Sehr auffallend erscheint es, daß Heine in seinen Werken und Briefen diesen gewandten Uebersetzer nirgends erwähnt, ob-

[1]) Heine in Frankreich, Zürich 1895, S. 188 u. 189.

schon die Uebertragung Kaufmann's, die so vollkommen das französische Kolorit wahrt, nicht wenig dazu beigetragen haben mag, Heine in Frankreich bekannt zu machen. Doch hat unser Dichter beispielsweise auch A. Specht, einen seiner Uebersetzer, gleichfalls nie genannt, obschon dieser die erste Uebertragung der „Französischen Zustände" lieferte.

Ueber die Persönlichkeit Max Kaufmann's konnte ich trotz aller Bemühungen nichts Näheres in Erfahrung bringen.

Er hat von den Englischen Fragmenten, deren wir elf nebst einem Schlußworte besitzen, folgende vier[1]) übersetzt:

1) Gespräch auf der Themse . Conversation sur la Tamise.
2) London . . . . . Londres.
3) Die Engländer . . . . Les Anglais.
4) Wellington . . . . . Napoléon et Wellington.

Sehr nahe liegt wohl jedem die Frage, warum Heine gerade mit diesen Kapiteln der Englischen Fragmente zum ersten Male vor die Franzosen getreten sei. Allzu schwer erscheint ihre Beantwortung nicht; denn der Dichter haßte persönlich das „perfide Albion, das seiner Aristokratie den ersten Helden der Zeit zum Opfer gebracht und heuchlerisch zu Tode gemartert hatte", und zudem begannen 1832 die Beziehungen zwischen Frankreich und England sich sehr zu lockern.

Man höre Heine's Bericht selbst vom 1. März 1832: „Die Vorgänge in England nehmen seit einiger Zeit mehr als jemals

[1]) In der Bibliothèque contemporaine. (H. Heine Œuvres complètes. Reisebilder. Tableaux de voyage. Nouvelle edition. — Paris, M. Lévy frères, 1865, Bd. I. 267) finden sich außer den von Kaufmann übersetzten Stücken noch folgende: Old Bailey. — Le nouveau ministère. — L'émancipation.

Die Œuvres complètes. (De l'Angleterre. Paris 1867) enthalten: L'affranchissement — la dette — les partis d'opposition — punitions corporelles — John Bull — Thomas Reynold's, denen „Les héroïnes de Shakespeare" vorangehen.

unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir müssen es uns gestehen, daß die offene Feindschaft der absoluten Könige uns minder gefährlich ist als des konstitutionellen John Bull zweideutige Freundschaft. Die völkermeuchelnden Umtriebe der englischen Aristokratie treten bedrohlich ganz ans offizielle Tageslicht, und der Nebel von London verhüllt nur noch spärlich die feinen Schlingen und Knoten, die das konferenzliche Protokollgespinst mit den parlamentarischen Fangfäden verknüpfen. Die Diplomatie hat dort thätiger als jemals ihre geburtstümlichen Interessen wahrgenommen und emsiger als jemals das verderbliche Gewebe gesponnen, und Herr von Talleyrand scheint zugleich Spinne und Fliege zu sein —".

Heine's Aufsätze über das „perfide Albion", die in humoristischem Mutwillen die tollsten Blüten trieben, mußten so bei den heißliebenden und heißhassenden Franzosen einen freudigen Widerhall finden, besonders da ihnen selbst nebenbei stets das „freudigste" Lob gezollt wird.

Man übersehe auch nicht, daß Kaufmann Heine's Ueberschrift des vierten Kapitels „Wellington" etwas tendenziös mit „Napoléon et Wellington" wiedergiebt.

Da die beiden Uebersetzungen grundverschieden sind, so lasse ich die neu entdeckte nebst der Einleitung der Redaktion hier ganz folgen.

Littérature allemande.

Henry Heine.

(Pour qui en est resté, en fait de littérature allemande, à l'Allemagne de Mme de Staël, il faudrait peut-être un ouvrage non moins étendu que le sien pour se mettre au courant du mouvement de l'intelligence de l'autre côté du Rhin depuis 1814. Nous nous proposons

d'aider à cette étude par des extraits comme ceux dans lesquels la Revue de Paris révéla la première le génie bizarre d'Hoffmann à la France, par des analyses raisonnées, par des notices biographiques, ou enfin par des articles qui participeront à la fois de ces diverses formes de communications littéraires.

Nous allons aujourd'hui faire connaître un des auteurs les plus originaux et les plus populaires de la jeune Allemagne, un de ceux qui reflètent le mieux dans leurs écrits ce libéralisme allemand auquel la diète germanique croit enfin nécessaire de répondre par des manifestes.

M. H. Heyne est aujourd'hui à Paris. En relation directe avec lui, nous publions avec d'autant plus de confiance sa pensée traduite, que cette traduction, souvent littérale et faite sous ses yeux par un de ses compatriotes également habile dans les deux langues, à été revisée et approuvée par l'auteur.

M. H. Heyne est né avec le siècle à Dusseldorf sur le Rhin; il fit ses premières études au couvent des franciscains, et les compléta au gymnase de cette ville; mais, selon lui, sa mère Élisabeth de Geldern, dame d'un esprit supérieur, contribua beaucoup plus que ses divers maîtres à son éducation.

Ce fut à l'université de Gœttingue que M. Heyne prit le grade de docteur en droit; il avait aussi fréquenté pendant sept ans les universités de Bonn et de Berlin. A l'âge de vingt-un ans il publia des poèmes lyriques et dramatiques, qui furent remarqués surtout comme une déviation de l'école purement artiste de Gœthe.

Ses ouvrages en prose attestent plus encore la tendance politique de son talent. Antagoniste ardent, et

violent quelquefois, des préjugés nationaux, comprenant dans ses diatribes les opinions protestantes comme le catholicisme, et le despotisme moderne aussi bien que les traditions du moyen âge, admirant jusqu'à l'idolâtrie l'empereur Napoléon, apologiste de la révolution de juillet en France, M. H. Heyne a été souvent accusé de gallomanie et d'irréligion par le parti ultra-teutonique. Les persécutions et les calomnies ne lui ont pas été épargnées; mais l'influence de ses écrits sur la jeunesse allemande n'en a pas été moindre. C'est aujourd'hui un des auteurs les plus populaires dans les universités.

Les premiers extraits que nous allons donner des ouvrages de M. Heyne appartiennent à ses Tableaux, ou Souvenirs de voyages publiés en 1828. On y verra que, sous plus d'un rapport, Sterne, dans sa fameuse classification des voyageurs, eût pu mettre M. H. Heyne à son côté dans la famille des voyageurs humoristes. Mais toutes les diverses compositions de l'auteur allemand sont également distinguées par la hardiesse et l'énergie de la pensée aussi bien que par les formes piquantes du style. Des communications directes d'ouvrages inédits que M. H. Heyne nous fait espérer nous mettront à même d'apprécier plus complètement cet écrivain original.)

Fragments de voyage.

Premier extrait.

I. — Conversation sur la Tamise.

. . . . . L'homme jaune se tenait à côté de moi, sur le tillac, lorsque j'aperçus les bords verdoyants de la Tamise, et une douce harmonie se répandit dans mon âme.

— Pays de la liberté, m'écriai-je, je te salue, je te salue, liberté, naissant soleil du monde rajeuni ! Ces anciens soleils, l'amour et la foi, ont pâli, sont glacés, et ne peuvent plus éclairer ni échauffer. Les vieux bois de myrtes, autrefois trop peuplés, sont abandonnés, et il n'y a que des tourterelles craintives qui font encore leurs nids dans les fragiles buissons. Ils tombent, ces anciens dômes qui furent élevés à une hauteur si gigantesque par un peuple pieux et fier, qui voulut porter sa croyance jusqu'au ciel; ils sont en ruines, et leurs dieux ne croient plus en eux-mêmes. Ils sont usés, ces dieux, et notre siècle n'a plus assez d'imagination pour en créer de nouveaux. Toute énergie du cœur se transforme aujourd'hui en amour de la liberté, et la liberté est peut-être la religion des nouveaux temps. C'est encore une religion qui n'a pas été prêchée aux riches, mais aux pauvres, et qui a, elle aussi, ses évangiles, ses martyrs et ses Judas.

Jeune enthousiaste, dit l'homme jaune, vous ne trouverez pas ce que vous cherchez. La liberté est peut-être une nouvelle religion, qui se répand sur toute la terre; mais de même qu'autrefois chaque peuple en adoptant le christianisme, le façonna selon ses besoins et son propre caractère, ainsi chaque peuple ne prendra de la nouvelle religion, de la liberté, que ce qui lui convient, selon ses intérêts locaux et ses mœurs nationales. Les Anglais sont un peuple domestique; leur vie bornée s'écoule au milieu de leurs familles. C'est au sein de ses foyers que l'Anglais cherche cette satisfaction intérieure qui lui échappe au dehors, par la gaucherie sociale qui lui est naturelle. L'Anglais se contente donc

de cette liberté qui lui garantit ses droits individuels, qui protège son corps, sa propriété, son mariage, sa croyance et ses caprices même. Personne n'est plus libre, dans sa maison, que l'Anglais; et, pour me servir d'un mot célèbre: „il est roi et évêque dans ses quatres murs", et ce n'est pas sans raison qu'il a l'habitude de prendre pour devise: My house is my castle.

Si l'Anglais a le plus grand besoin de la liberté individuelle, le Français de son côté, peut s'en passer, pourvu qu'on le laisse largement jouir de cette partie de la liberté générale que nous appelons égalité. Les Français ne sont point un peuple domestique, mais un peuple sociable; ils n'aiment pas une réunion silencieuse, qu'ils appellent une conversation anglaise; ils courent, en causant, du café au cercle, du cercle aux salons; leur sang est léger comme leur vin de Champagne, et leur talent naturel de conversation les pousse à la vie sociale, dont la première pensée, dont l'âme, en un mot, est l'égalité. Avec le développement de la vie sociale, en France, devait donc naître aussi le besoin d'égalité, et quoique la révolution soit sortie du budget, elle trouva ses premiers organes, parmi ces roturiers spirituels qui, dans les salons de Paris, étaient, en apparence, sur le même pied que la haute noblesse, et auxquels pourtant on rappelait de temps à autre leur humble extraction, ne fût ce que par un sourire féodal, à peine perceptible, mais par cela même plus profondément cruel, et si la canaille roturière prit la liberté de trancher les têtes de cette haute noblesse, ce fut peut-être moins pour hériter de ses biens que pour hériter de ses aïeux, et pour remplacer l'inégalité d'une classe par l'égalité de toutes.

Nous pouvons en toute sûreté croire que cette tendance vers l'égalité était le grand principe de la révolution, puisque les Français se trouvèrent bientôt heureux et contents sous la domination de leur grand empereur, qui, prenant en considération leur minorité, mit toute leur liberté sous sa sévère tutelle, et ne leur abandonna que le plaisir d'une pleine et glorieuse égalité.

L'Anglais supporte plus patiemment que le Français l'aspect d'une aristocratie privilégiée; il se console, parce qu'il possède lui-même des droits qui la mettent dans l'impossibilité de le troubler dans ses comforts et dans ses prétentions domestiques. Aussi cette aristocratie ne fait-elle pas parade de ses droits, comme celle du continent. Dans les rues et les salons publics de Londres, on ne voit de rubans bigarrés que sur les bonnets des femmes, de marques distinctives d'or et d'argent que sur les habits des laquais. La livrée aux mille couleurs, qui chez nous annonce un ordre armé et, pour ainsi dire, privilégié, n'est donc rien moins, en Angleterre, qu'un signe d'honneur. Semblable à un acteur qui, après la représentation, ôte son fard, l'officier anglais, l'heure du service passée, se débarrasse à la hâte de son habit rouge pour redevenir gentleman, sous le simple costume de gentleman. Ce n'est que sur le théâtre Saint-James que l'on fait encore cas de ces décorations et de ces costumes, vieux restes des balayures du moyen âge. C'est là que flottent encore les rubans d'honneur; c'est là qu'étincellent les crachats; c'est là que crient les culottes de soie, les queues de robes de satin, les éperons d'or et les phrases de vieux français, c'est là que s'enfle le chevalier, là que se pavane la noble demoiselle. Mais

que fait à un libre Anglais le théâtre de la cour de Saint-James: il n'en est jamais inquiété, et il peut, si la fantaisie lui en prend, jouer chez lui la même comédie, faire mettre à genoux ses domestiques, donner sa main à baiser, et badiner avec la jarretière de sa cuisinière. Honni soit qui mal y pense.

Quant à ces bons Allemands, ils n'ont besoin ni de liberté, ni d'égalité. C'est un peuple spéculatif, ce sont des idéologues, des penseurs, raisonneurs et rêveurs, qui ne vivent que dans le passé et l'avenir, mais n'ont point de présent. Les Anglais et les Français seuls ont un présent; chez eux chaque jour a son combat, son action et sa réaction, et son histoire. L'Allemand n'a rien qui l'excite à se battre, et comme il a commencé à supposer qu'il peut y avoir des choses dont la possession mérite d'être désirée, ses philosophes n'ont pas manqué de lui apprendre à douter de l'existence de semblables choses. On ne peut nier que les Allemands aiment la liberté, mais ils l'aiment autrement que les autres peuples. L'Anglais aime la liberté comme sa femme légitime; il la possède, et bien qu'il ne la traite pas avec une tendresse évidente, au besoin il sait la défendre en homme, et malheur à l'habit rouge qui s'introduirait dans sa respectable chambre à coucher, soit en entremetteur! Le Français aime la liberté comme sa maîtresse; il brûle pour elle et elle le dévore; il se jette à ses pieds avec les protestations les plus extravagantes, il se bat pour elle à vie et à mort, il fait pour elle mille folies. L'Allemand aime la liberté comme on aime sa grand'mère."

Que les hommes sont bizarres! Dans notre patrie, nous sommes maussades; chaque sottise, chaque niaiserie

nous y fâche, et, semblables aux petits garçons, nous voudrions tous les jours nous sauver à l'étranger et nous répandre dans l'espace; mais une fois que nous y sommes arrivés, nous nous trouvons beaucoup trop au large, et nous désirons intérieurement retourner aux sottises étroites et aux gaucheries de notre patrie, retrouver notre bonne petite chambre, rêver près d'un bon poète allemand et lire la Gazette d'Augsbourg. Tout cela m'est arrivé pendant mon voyage en Angleterre. A peine me fus-je éloigné des côtes d'Allemagne, que se réveilla en moi une singulière tendresse pour ces bonnets de nuit et ces perruques de la Germanie que je venais de quitter avec humeur, et lorsque la patrie se fut entièrement dérobée à mes yeux, je la retrouvai dans mon cœur.

Il se pouvait donc que ma voix fût un peu émue lorsque je répondis à l'homme jaune: „Mon cher monsieur, n'insultez pas aux Allemands! Quoiqu'ils soient des rêveurs, un grand nombre d'entre eux ont fait de si beaux rêves que je ne voudrais pas les échanger contre la vivante réalité de nos voisins.

Mais comme nous dormons et rêvons tous, nous pouvons peut-être nous passer de la liberté; car nos tyrans dorment aussi et ne font que rêver la tyrannie. Nous ne nous sommes éveillés qu'une seule fois, le jour où les catholiques Romains nous enlevèrent notre liberté de rêver; nous agîmes alors, nous vainquîmes et nous nous recouchâmes ensuite pour continuer à rêver. Ah! monsieur, ne vous moquez pas de nos rêveurs; de temps à autre, comme les somnambules, ils disent pendant leur

sommeil des choses merveilleuses, et leur parole devient un germe fécond de liberté!

Qui peut prévoir les événements? L'Anglais pleeni que, las de sa femme, peut avoir un jour la fantaisie de lui passer une corde au coup pour la vendre à Smithfield; le mobile Français peut faire une infidélité à sa maîtresse, l'abandonner, danser et chanter avec des courtisanes; mais l'Allemand ne mettra jamais sa vieille grand' mère tout-à-fait à la porte; il lui accordera toujours une petite place près de son poêle, où elle puisse raconter aux enfants curieux ses bonnes histoires. Si un jour, ce qu'à Dieu ne plaise, la liberté disparaissait du monde entier, un Allemand la retrouverait dans ses rêves."

Pendant que le bâtiment à vapeur sur lequel se passa cette conversation montait la rivière, le soleil s'était couché et ses derniers rayons éclairaient l'hôpital de Greenwich, palais imposant, qui, à proprement parler, ne consiste qu'en deux ailes dont l'espace intermédiaire est vide et permet aux navigateurs de voir un mont verdoyant couronné d'un joli château. La foule des vaisseaux augmenta, et j'étais surpris de l'adresse avec laquelle s'esquivent les grands bâtiments.

Là vous salue telle figure grave et amicale qu'on ne reverra jamais. On passe si près les uns des autres qu'on pourrait se tendre la main à la fois en signe de bien-venue et d'adieu. Le cœur bat vite à l'aspect de tant de voiles gonflées; ils s'enivre du bourdonnement confus qui s'élève de la côte, de la musique de danses lointaines et du bruit sourd des matelots. . . . . Mais bientôt les brouillards du soir enveloppèrent peu à peu les

couleurs des objets, et il ne nous resta plus qu'une forêt de mâts longs et nus.

L'homme jaune était toujours à mes côtés; il regarda d'un air pensif le ciel, comme s'il voulait y chercher les pâles étoiles. Les yeux toujours fixés en l'air, il mit la main sur mon épaule, et comme s'il n'eût pas été maître de retenir sa pensée, il dit: „Liberté, égalité, on ne les trouve pas ici-bas et pas même l'à-haut. Ces étoiles ne sont pas d'égale grandeur, les unes sont plus belles et plus éclatantes que les autres; aucune ne marche librement; toutes obéissent à des lois invariables, à des lois d'airain. — L'esclavage est dans le ciel comme sur la terre."

Voilà la Tour, s'écria subitement un de nos compagnons de voyage, en montrant un édifice gigantesque qui s'élève des brouillards de Londres, comme un sombre spectre des temps passés.

II. — Londres.

J'ai vu ce que le monde peut offrir de plus remarquable à l'esprit étonné; je l'ai vu, et mon émotion n'a pas encore cessé. Elle vit toujours dans ma pensée, cette forêt de maisons entre lesquelles se précipite ce torrent de figures humaines marquées de toutes leurs passions bigarrées, et agitées par l'amour, par la faim et la haine. — Je parle de Londres.

Envoyez un philosophe à Londres, mais, pour tout au monde, n'y envoyez pas un poète.

Envoyez-y un philosophe, placez-le à un coin de Cheapside; il y apprendra plus que dans tous les livres de la dernière foire de Leipzig; et aussitôt que la foule

immense et pressée l'entourera, un océan d'idées nouvelles s'ouvrira à son imagination, l'esprit éternel qui plane sur ces flots d'hommes, l'animera; les secrets, les plus cachés de l'ordre social se révéleront subitement à lui. Il entendra et verra les battements artériels du monde, car si Londres est le bras droit du monde, bras actif et puissant, cette rue qui conduit de la Bourse à Downing-Street en doit être regardée comme l'artère.

Mais n'envoyez pas un poète à Londres. Cette gravité réelle de toutes choses, cette uniformité colossale, ce mouvement machinal, ce mécontentement de la joie même, ce Londres hyperbolique, écrase l'imagination et déchire le cœur. Et si la fantaisie vous prenait d'y envoyer même un poète allemand, un rêveur, qui s'arrêtât à tout propos, par exemple devant une mendiante déguenillée, ou la brillante boutique d'un orfèvre . . . . ah! il s'y trouverait bien mal; il serait poussé, heurté de tous côtés, ou renversé même par un doux goddamn.

Maudites secousses, goddamn! Je vis bientôt que ce peuple avait beaucoup à faire. Il vit sur un grand pied; il veut, quoique les aliments et les habits soient plus chers chez lui que chez nous, être mieux nourri et mieux habillé que les autres. Il a aussi de grandes dettes, comme il appartient à des gens de distinction. Néanmoins, par vanité, il jette de temps à autre ses guinées par la fenêtre, paie d'autres peuples afin qu'ils se boxent pour son plaisir, et donne encore quelque pour-boire à leurs rois respectifs.

Et c'est pourquoi John Bull est obligé de travailler jour et nuit; c'est pour subvenir à de semblables dépenses que jour et nuit il doit se creuser le cerveau pour

inventer des machines; c'est pourquoi il calcule à la sueur de son front, court et se précipite, sans tourner la tête, du pont à la Bourse, de la Bourse au Strand, et l'on conçoit alors que l'on pousse un peu durement de côté un pauvre poète allemand qui, au coin de Cheapside, barre le chemin, en regardant, la bouche béante les images d'un marchand d'estampes. Goddamn!

Mais l'estampe que je regardais d'un œil fixe au coin de Cheapside était le passage des Français sur la Bérésina.

Arraché à mes réflexions par des secousses violentes, je contemplai de nouveau le désordre de la rue, où se déroulait un nœud varié d'hommes, de femmes, d'enfants, de chevaux, de voitures, et au milieu de tout cela un convoi qui hurlait et se lamentait à tue-tête. Alors il me sembla que tout Londres était aussi une espèce de pont sur la Bérésina, où chacun, dans une angoisse frénétique, pour prolonger sa misérable vie, veut se frayer un chemin, où le cavalier foule aux pieds le piéton, où celui qui tombe, est perdu pour toujours; où les meilleurs camarades passent insensibles sur les cadavres l'un de l'autre, et où des milliers de blessés et des mourants, faisant d'inutiles efforts pour s'accrocher aux poutres du pont, sont engloutis dans la fosse glacée de la mort.

Mais que l'on est, en revanche, plus tranquille et plus à l'aise dans notre chère Allemagne! Tout s'y meut avec une commodité rêveuse, avec un calme patriarcal. La garde monte tranquillement, les uniformes et les maisons reflètent tranquillement les rayons du soleil; les hirondelles voltigent tranquillement devant leurs nids suspendus aux toits; de grosses conseillères de justice

se tiennent, en souriant, aux croisées; dans les rues sonores il y a toujours assez de place; les chiens peuvent se flairer en toute sûreté; les hommes peuvent s'arrêter commodément, discuter sur le théâtre, et saluer profondément, très profondément, — si par hasard il passe quelque gueux ou viceegueux de distinction avec un ruban sur un habit râpé, ou quelque grand-maréchal d'une petite cour qui s'avance poudré et doré, il se donne la peine de rendre le salut.

Je m'étais promis de ne pas m'étonner du grandiose de Londres, dont j'avais déjà entendu parler. Cependant il en était de moi comme du pauvre écolier qui jure de ne pas sentir la bastonnade qui lui est destinée. Mais il arrive qu'au lieu de recevoir comme de coutume sur le dos les coups ordinaires avec le bâton ordinaire, on lui administre une volée extraordinaire, avec une verge bien mince. Je m'attendais à de grands palais, et ne vis que de petites maisons; mais précisément leur uniformité et leur nombre infini me frappèrent vivement.

Les maisons en brique, grâce à l'air humide et à la vapeur du charbon, sont de la même couleur, c'est à-dire d'un vert olive brunâtre; elles sont toutes de la même construction, ordinairement de trois étages de haut avec deux ou trois fenêtres en largeur, et un toit orné de petites cheminées rouges, qui ressemblent à des dents arrachées saignant encore, de sorte que les rues larges et régulières paraissent n'avoir que deux maisons d'une longueur immense, et comparables à deux casernes. Cela vient peut-être de ce que chaque famille anglaise, ne fût-elle composée que de deux personnes, veut néanmoins avoir à elle seule une maison, un château, et de ce que

de riches spéculateurs, pour satisfaire ce besoin, bâtissent des rues entières dont ils vendent en suite chaque maison en détail. Dans les principales rues de la Cité, de cette partie de Londres qui est le siège du commerce et de l'industrie d'anciens, édifices se mêlent encore aux nouveaux, et le devant des maisons est couvert jusqu'au toit de noms et de chiffres longs d'une aune, ordinairement d'or et en relief. Là, l'uniformité caractéristique des maisons est d'autant moins frappante que l'œil de l'étranger est continuellement distrait par l'aspect admirable des magnifiques curiosités qui brillent aux fenêtres des boutiques.

Non seulement les objets eux-mêmes font le plus grand effet, car tout ce qui sort de la main des Anglais porte l'empreinte de la perfection, et chaque article de luxe, une lampe, une chaussure, une théière, une robe, est du goût le plus attrayant et le plus achevé: mais l'on admire surtout l'art avec lequel ils sont étalés, ce contraste des couleurs et cette variété qui donnent aux magasins anglais un charme particulier. Tout ce qui sert aux besoins les plus communs de la vie frappe les yeux avec un éclat surprenant, enchanteur; de vulgaires comestibles nous attirent par le reflet dont ils étincellent; des poissons crus sont si joliment apprêtés que leurs écailles offrent aux regards le prisme de l'arc-en-ciel; la viande est comme peinte sur des assiettes de porcelaine coloriées et entourées de persil riant. Tout paraît comme peint, tout rappelle les tableaux brillants et pourtant si modestes de François Mieris. Mais les hommes seuls ne sont pas aussi gais que ceux qu'on voit dans ces peintures hollandaises; avec les figures

les plus sérieuses ils vendent les joujoux les plus amusants, et la coupe et la couleur de leurs habits sont aussi monotones que leurs maisons.

Dans le quartier opposé de Londres, appelé the West-End of the Town, qu'habite une classe plus distinguée et par conséquent moins active, cette uniformité est encore plus saillante: mais il y a là de longues, de larges rues où toutes les maisons ressemblent à des palais dont le dehors n'a pourtant rien de remarquable, si ce n'est qu'on y voit, comme dans toutes les habitations un peu élégantes de Londres, des balcons en fer au premier étage, et au rez-de-chaussée un grillage noir qui protège un corps de logis souterrain. Dans cette partie de la ville on trouve aussi de grands squares: des files de maisons semblables aux maisons décrites ci-dessus, formant un carré, au milieu duquel est un jardin entouré d'une grille et renfermant quelques statues. Dans toutes ces places et toutes ces rues les yeux ne sont pas blessés par des habitations chétives et tombant en ruines. Partout s'étalent la richesse et l'orgueil; car la pauvreté, occupant les quartiers retirés, y est reléguée, avec ses guérites et ses larmes, dans les rues sombres et humides, avec ses guenilles et ses larmes.

L'étranger qui parcourt les beaux quartiers de Londres et qui ne passe pas dans ceux du peuple ne voit rien, ou presque rien, de l'effroyable misère qui règne dans cette ville. Ce n'est que de temps à autre, à l'entrée d'une obscure ruelle qu'on remarque debout et silencieuse une femme déguenillée, un nourrisson à son sein décharné, et demandant l'aumône des yeux. Si ces yeux sont encore beaux, l'on y arrête les siens, et l'on s'effraie de

ce monde de douleurs qu'on y découvre. Les mendiants ordinaires sont de vieilles gens, pour la plupart, des nègres, qui se tiennent aux coins des rues, faisant avec leur balai, pour une petite pièce de monnaie, un chemin aux passants, chose très utile dans les rues boueuses de Londres. La pauvreté alliée au vice et au crime ne sort de ses antres que le soir, elle craint le grand jour d'autant plus que sa nudité contraste d'une manière plus hideuse avec l'orgueil de la richesse qui brille partout; la faim seule la chasse parfois à midi de ses ruelles obscures, et on la rencontre immobile, les yeux muets et pourtant expressifs, regardant le riche négociant qui, chargé d'affaires, passe rapidement en faisant sonner ses écus, ou le lord oisif qui, comme un dieu rassasié, s'avance fièrement à cheval, ne jetant que de temps à autre un regard hautain et indifférent sur ceux qui s'agitent autour de lui, comme s'ils n'étaient que de misérables insectes, ou au moins des êtres d'une nature subalterne, dont la joi et la douleur n'ont rien de commun avec ses propres sensations; car les nobles Anglais planent au-dessus de la canaille humaine attachée à la glèbe, comme des mortels supérieurs qui regardent l'étroite Angleterre comme leur pied-à-terre, l'Italie comme leur jardin d'été Paris comme leur salon d'hiver, et l'univers entier comme leur propriété. Ils passent leur vie sans inquiétude et sans frein, et leur or est le talisman qui réalise, comme par enchantement, leurs caprices les plus extravagants.

Pauvre pauvreté! que la faim doit te torturer au moment où d'autres se gorgent dans l'abondance, et combien elles doivent être amères les larmes dont tu mouilles la croûte de pain que te jette une main insensible! Tes

larmes sont un poison; Oh! que tu as raison de t'associer au vice et au crime! Des criminels réprouvés ont souvent plus d'humanité que ces froids et irréprochables marchands de morale, dans l'âme terne desquels s'est tarie la source du mal comme celle du bien. Et le vice encore n'est-il pas toujours vice? J'ai vu des femmes dont les joues portaient le fard du vice, et dont le cœur était d'une pureté céleste; j'ai vu des femmes . . . je voudrais les revoir.

Henri Heyne.[1])

Deuxième extrait.

III. — Les Anglais.

Sous les galeries de la Bourse de Londres, chaque nation a sa place, et des cadres suspendus portent ces noms: Russie, Espagne, Suède, Allemagne, Malte, Juifs, villes anséatiques, Turcs etc. Autrefois chaque négociant se tenait sous le cadre de sa nation. Cela est aujourd'hui changé. Il y a progrès: là où étaient les Espagnols sont les Hollandais, les villes anséatiques ont remplacé les Juifs; on trouve les Russes où l'on cherche les Turcs; les Italiens se tiennent où autrefois les Français, les Allemands même ont fait un pas en avant.

Dans le reste du monde comme à la Bourse de Londres les cadres sont demeurés à la même place, tandis que les hommes désignés par ces sortes d'enseignes ont été remplacés par d'autres, dont les nouvelles têtes figurent très-mal sous les anciennes inscriptions. Les vieux caractères stéréotypes des peuples tels qu'on les trouve dans les manuels et les cabarets ne peuvent plus être d'aucun usage, et ne conduiraient qu'à de dé-

[1]) Traduit par M. Max Kaufmann, docteur en philosophie.

plorables erreurs. De même que nous avons vu de nos propres yeux pendant les quarante ans qui viennent de s'écouler, nos voisins occidentaux se transformer peu à peu, ainsi nous pouvons, depuis la levée du blocus continental, apercevoir une semblable métamorphose au-delà du détroit. De raides et silencieux Anglais vont par bandes faire leur pèlerinage en France pour y apprendre à parler et à se mouvoir; à leur retour on est tout étonné que leur langue se soit déliée, qu'ils n'aient plus comme autrefois, deux mains gauches, et qu'ils ne se contentent plus de leurs beefsteaks et plum-puddings. Moi-même j'ai vu un de ces Anglais qui demandait à Tavistock-Tavern un peu de sucre pour ses choux-fleurs; hérésie grave envers la rigoureuse cuisine anglicane, innovation qui fit presque tomber le garçon à la renverse, puisque depuis l'invasion romaine les choux-fleurs n'ont j'amais été mangés en Angleterre autrement que cuits à l'eau et sans aucun ingrédient sucré. Cet Anglais était le même qui, quelque jours auparavant, quoique je ne l'eusse jamais vu, s'était assis auprès de moi et avait entamé la conversation en français avec tant de prévenance que je ne pus m'empêcher de lui avouer que j'étais charmé de rencontrer pour la première fois de ma vie un Anglais qui ne fût pas trop réservé envers les étrangers; à quoi il répondit sans sourire, et avec une franchise égale à la mienne, qu'il me parlait seulement pour s'exercer dans la langue française.

C'est une chose curieuse de voir les Français devenir de jour en jour plus pensifs, plus profonds et plus sérieux en raison inverse des Anglais qui s'efforcent de s'approprier des manières plus frivoles, plus superficielles et plus gaies. Il en est de la littérature comme du genre

de vie. Les presses de Londres multiplient à l'infini les écrits fashionables, les romans qui représentent ou réflètent la sphère brillante du High-Life, comme Almalck's, Vivian Grey, Tremaine, the Guards, Flirtation. Ce dernier roman serait le meilleur type du genre pour définir cette prétention aux manières et aux phrases étrangères, cette politesse inculte, cette pesante légèreté, cette douceur fade et amère, cette rusticité étudiée, en un mot, toute l'allure rebutante de ces papillons en bois qui voltigent dans les salons du West-End de Londres.

Mais d'un autre côté, quelle littérature nous apporte la presse française, cette fidèle image de l'esprit et du caractère des Français? De même que leur grand empereur employait les loisirs de sa captivité à dicter sa vie, à nous révéler les plus secrètes inspirations de son âme divine et à transformer le rocher de Sainte-Hélène en une chaire d'histoire du haut de laquelle il jugeait ses contemporains et instruisait la postérité, la plus reculée, ainsi les Français ont commencé à mettre à profit le plus glorieusement possible les jours de l'adversité et le temps de leur inactivité politique. Ils écrivent aussi leur histoire. Les mêmes mains, qui ont si longtemps manié l'épée deviennent encore redoutables à leurs ennemis en saisissant la plume. Toute la nation est pour ainsi dire en travail de ses mémoires; et si elle veut suivre mon conseil, elle en fera préparer une édition toute particulière ad usum delphini, ornée de gravures coloriées qui représenteront la prise de la Bastille, l'assaut des Tuileries et autres choses semblables.

Puisque j'ai remarqué plus haut que les Anglais s'évertuent à paraître légers et frivoles, et à se revêtir

de la peau de singe que les Français rejettent maintenant, je dois ajouter que ces tentatives appartiennent plutôt au grande monde, à la nobility et à la gentry, qu'à la bourgeoisie. Au contraire, la partie industrielle de la nation, particulièrement les négociants des villes de fabrique et le plus grand nombre des Écossais, portent l'empreinte extérieure de piétisme, je pourrais dire même du puritanisme, de sorte qu'il y a entre cette partie dévote de la nation et les grands aux idées mondaines le même contraste qu'entre les Cavaliers jacobites et les Puritains que Walter Scott décrit avec tant de vérité dans ses romans. On fait trop d'honneur au poète écossais en supposant que son génie a créé avec une vérité historique la vie extérieure et intérieure de ces deux partis, et que c'est un signe de sa grandeur poétique d'avoir su rendre justice à tous deux sans préjugé, avec l'indépendance d'un dieu, avec une affection égale. On n'a qu'à jeter un coup d'œil sur les oratoires de Liverpool ou de Manchester, et sur les salons fashionables de Londres pour se convaincre que Walter Scott n'a fait que copier son siècle, et qu'il a revêtu des anciens costumes les figures du jour. Quand on songe que d'une part, en sa qualité d'Écossais, il est, par son éducation et son caractère national, imbu d'opinions presbytériennes; que de l'autre part, comme tory, qui se croit même descendant des Stuarts, il doit être de toute son âme royaliste et partisan de la noblesse; et que par conséquent ses sentiments et ses pensées embrassent les deux directions avec un égal amour, et se neutralisent en même temps par leur opposition: on peut facilement expliquer l'impartialité avec laquelle il dépeint les aristocrates et

les démocrates du temps de Cromwell, impartialité qui nous induit faussement à penser que nous pourrions attendre de lui, dans son Histoire de Napoléon, une description aussi loyale et aussi fidèle des héros de la révolution française.

Celui qui examine l'Angleterre avec attention trouve aujourd'hui à chaque instant l'occasion d'y remarquer, au plus haut degré d'opposition et dans leur antagonisme naturel, les deux tendances qui la divisent, la frivolité mondaine et le sévère puritanisme. Cette occasion se présenta surtout dans le fameux procès de M. Wakefield, galant chevalier qui avait enlevé à l'improviste la fille de M. Turner, riche négociant de Liverpool, et qui l'avait épousée à Gretna-Green, où l'on trouve un forgeron qui rive les chaînes les plus fortes. Toute la clique des cafards, tout le peuple des élus de Dieu, cria malheur sur cette scélératesse dans les oratoires de Liverpool; on appelait le châtiment céleste sur Wakefield et sur son complice, que le gouffre devait engloutir comme la bande de Kohra, Dathan et Abiram; et pour être encore plus sûr de la vengeance divine, on déférait en même temps dans les tribunaux de Londres, à la colère du banc du roi, du chancelier et même de la chambre des lords, les profanateurs du sacrement le plus sacré, tandis que dans les salons fashionables l'on riait et l'on badinait avec beaucoup de tolérance sur ce hardi ravisseur de jeune fille. Le contraste de ces deux opinions diverses se montra à mes yeux d'une manière très plaisante un jour que le hasard m'avait placé à l'Opéra, à côté de deux grosses dames de Manchester qui fréquentaient pour la première fois ce rendez-vous de la haute société. Leur

indignation éclata au commencement du ballet, lorsque les jolies danseuses aux robes courtes exécutant leurs mouvements gracieux et voluptueux, étalèrent leurs jambes impies et séduisantes en s'élançant rapidement comme des bacchantes entre les bras de leurs danseurs. La musique ardente, le costume couleur de chair, les gestes expressifs, tout contribuait à mouiller d'une sueur d'angoisse ces pauvres dames; leurs seins rougissaient d'humeur: Shocking! For Shame! For Shame! crièrent-elles sans cesse; et l'effroi les paralysait tellement qu'elles ne purent ôter leur lorgnon de leurs yeux et qu'elles restèrent dans cette attitude jusqu'au moment où le rideau tomba.

Malgré ces tendances opposées, on trouve néanmoins dans le peuple anglais une unité de sentiments qui résulte précisément de la foi qu'il a dans sa nationalité. Les Puritains et les Cavaliers modernes ont beau se haïr et se mépriser mutuellement, ils ne cessent pas pour cela d'être Anglais. A ce titre ils sont d'accord et unis comme des plantes qui ont poussé dans le même sol et qui y sont profondément enracinées. De là vient cette harmonie secrète qui vivifie et anime toute l'Angleterre, pays qui au premier abord paraît un théâtre de confusion et de contradiction. Richesse et misère, orthodoxie et incrédulité, liberté et esclavage, cruauté, et charité, probité et friponnerie, les contrastes les plus extravagants, un ciel gris, de tous côtés des machines bruyantes, des chiffres, du gaz, des cheminées, des gazettes, des cruches de porter et des bouches muettes; mais tout cela est si bien amalgamé que l'on ne peut imaginer l'un sans l'autre, et que l'objet qui, isolé, serait

extraordinaire et ridicule, est là comme à sa place et dans l'ordre le plus naturel.

Mais je crois que cette dernière impression nous suit partout, même dans les pays dont nous avons des idées encore plus étranges, et où nous espérons trouver encore plus de sujets de rire et de surprise. Notre passion des voyages, ce vif désir, tel surtout que nous l'éprouvons dans notre bas âge, de visiter des pays inconnus, naissent surtout de la fausse espérance d'y découvrir des contrastes extraordinaires, et du plaisir que nous trouvons à transporter, par l'imagination, dans des régions lointaines, les hommes et les mœurs de notre pays, et à déguiser sous les costumes et les airs étrangers nos amis les plus intimes. Pensons-nous par exemple, au peuple hottentot; nous nous figurons les dames de notre ville natale barbouillées en noir et convenablement garnies par derrière, pendant que nos jeunes beaux-esprits grimpent comme des singes sur les palmiers: pensons-nous aux habitants du pôle arctique; nous ne rencontrons encore parmi eux que des figures de connaissance: c'est notre tante qui se promène sur la glace en traîneau attelé de chiens; c'est notre grave conrecteur qui se repose sur une peau d'ours, et avale tranquillement une tasse d'huile de baleine à son déjeuner; c'est madame la receveuse de l'accise, c'est madame l'inspectrice avec l'épouse de monsieur le conseiller d'infibulation qui sont accroupies ensemble et mâchent des chandelles de suif, etc. Mais une fois que nous avons mis le pied dans ces pays, nous voyons bientôt que les hommes y sont pour ainsi dire amalgamés avec les mœurs et les costumes, que les figures conviennent aux pensées, et

les habits aux besoins; nous y voyons que les plantes, les animaux, les hommes et le sol forment un ensemble dont les parties s'accordent parfaitement entre elles.

IV. — Napoléon et Wellington.

Wellington a eu le malheur de réussir là où les plus grands hommes du monde ont échoué. C'est là ce qui révolte et indigne.[1]) Arthur Wellington triomphe où Napoléon Bonaparte succombe. Jamais homme ne fut plus ironiquement favorisé par la fortune.

On dirait qu'elle a voulu mettre en évidence sa pitoyable mediocrité en l'élevant sur le bouclier de la victoire. La fortune est femme, et peut-être (tel est le caractère des femmes) elle garde rancune à l'homme qui a renversé son ancien favori, quoiqu'elle eût résolu elle-même sa chute. Lors de l'émancipation des catholiques elle fait remporter à Wellington de nouveaux succès dans une lutte où avait échoué Georges Canning. On lui aurait peut-être pardonné s'il avait eu pour prédécesseur le misérable Londonderry; mais il succédait au généreux Canning, au grand Canning, à cet homme pleuré et adoré. Sans ce bonheur malheureux Wellington passerait peut-être pour un puissant génie;[2]) il échapperait à la comparaison, il ne serait pas appliqué sur l'échelle d'un Napoléon et d'un Canning, et l'on ne découvrirait pas combien il est petit![3])

---

[1]) Hier ist ausgelassen: „Wir sehen in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie"; hinter [2]) „man würde ihn nicht hassen." Bei [3]) lautet der Text nach der Ausgabe von Elster: „und man würde nicht entdeckt haben, wie klein er ist als Mensch. Er ist ein kleiner Mensch und noch weniger als klein.

Les Français ne pouvaient faire de plus sanglante injure à Polignac qu'en appelant un Wellington sans gloire. Et qu'est-ce en effet qu'un Wellington dépouillé de son uniforme glorieux de maréchal? Ce mot même pris dans le sens anglais, renferme tout son éloge. On s'étonnera donc de m'entendre avouer franchement que j'ai été réduit moi-même à exalter ce héros, mais voic à quelle occasion:

Mon barbier de Londres était un radical, nommé M. White, un pauvre petit homme en habit noir devenu blanc à force d'être râpé. Il était si mince que son visage, vu de face, ne paraissait être qu'un profil, et que les soupirs de sa poitrine devenaient visibles avant qu'on ne les eût entendus. Il gémissait cependant toujours sur les malheurs de la vieille Angleterre, et sur l'impossibilité où elle était de payer jamais la dette nationale.

„Hélas! disait-il, qu'avait donc besoin le peuple anglais de se mêler du gouvernement et des affaires de la France? Mais la haute noblesse et la haute église redoutaient les principes de la révolution française, et, pour étouffer ces principes John Bull fut obligé de donner son sang et son argent, et de faire des dettes par-dessus le marché. Le but de la guerre est atteint maintenant; la révolution est réprimée; on a coupé les ailes de l'aigle; la haute noblesse et la haute église ont la certitude que cette aigle redoutable ne traversera point le détroit, et elles devraient au moins payer les dettes qui ont été contractées dans leur intérêt, et non pour le pauvre peuple. Hélas! le pauvre peuple!"

Chaque fois qu'il en venait au pauvre peuple, M. White soupirait encore plus profondément, et son refrein était tou-

jours que le pain et le porter étaient si chers, que le pauvre peuple serait obligé de mourir de faim pour nourrir de gros lords, des chiens de chasse et des prêtres, et qu'il n'y avait à tout cela qu'un seule remède . . . . A ces mots il avait l'habitude de passer le rasoir sur le cuir, et pendant cette opération, il murmurait avec courroux entre les dents: Des lords, des chiens, des prêtres! . . . .

Mais sa colère de radical éclatait plus particulièrement contre le duke of Wellington; ses paroles étaient le fiel aussitôt qu'il venait à parler de lui, et il faisait alors mousser son savon avec une fureur écumante. Un jour qu'il me faisait la barbe tout près du cou, je ne pus me défendre d'une vive inquiétude, car, au milieu d'une violente sortie contre Wellington, il marmottait sans cesse entre ses dents: si je l'avais ainsi sous mon rasoir, je lui épargnerais la peine de se couper lui-même la gorge,[4]) comme l'a fait un de ses anciens collègues, god damn!"

Je m'apercevais déjà que la main de mon homme tremblait, et, de peur qu'il ne s'imaginât tout-à-coup dans son exaltation que j'étais le duke of Wellington, j'employais tous mes efforts pour le calmer et l'adoucir.

Je flattai son orgueil national; je lui représentai que Wellington avait augmenté la gloire des Anglais, qu'il n'avait jamais été qu'un instrument innocent entre les main d'un tiers; qu'il aimait prodigieusement les beefsteaks, et que . . . Dieu sait l'éloge que je fis de Wellington pendant que j'avais le rasoir à la gorge.

4) Statt „comme l'a fait un de ses anciens collègues, god damn!" hiess es ursprünglich „wie sein Amtsbruder und Landsmann Londonderry, der sich die Kehle abgeschnitten zu North-Cray, in der Grafschaft Kent. — Gott verdamm' ihn!"

Ce qui me blesse cruellement, c'est de voir Arthur Wellington devenir peu à peu aussi immortel que Napoléon Bonaparte; mais le nom de Ponce-Pilate n'est-il point associé au nom du Christ? Wellington et Napoléon!.. C'est vraiment un prodige que l'esprit humain puisse les embrasser tous deux à la fois; jamais il n'y eut de contraste plus frappant, même sous les rapports extérieurs. Wellington, ce spectre stupide, à l'âme terne dans un corps guindé, Wellington au sourire niais sur une figure de glace; Wellington à côté de Napoléon, cette vivante image d'un dieu!

Jamais il ne sortira de ma mémoire ce Napoléon; je le verrai toujours à cheval, l'œil ardent et comme éternel, avec cette figure calme, antique, impériale, et passant en revue, insouciant du destin, les gardes qui défilaient devant lui. — Il les envoyait alors en Russie, et les vieux grenadiers fixaient sur lui leurs regards avec une gravité prophétique, avec un dévouement sombre et terrible, fiers d'aller au-devant de la mort!

Te, Caesar, morituri salutant!

Quelquefois un doute m'oppresse: je me demande si c'est bien lui que j'ai vu; si nous sommes véritablement ses contemporains, et il me semble alors que son image, arrachée du cadre étroit du présent, recule plus fière et plus glorieuse vers les siècles passés. Son nom nous frappe déjà comme une tradition de l'ancien temps; il est aussi solennel que ceux d'Alexandre et de César, il est déjà devenu le mot d'ordre des nations, et quand un jour l'orient et l'occident se rapprocheront, ils s'entendront par ce nom seul!

Avec quelle force, avec quelle magie retentit ce

grand nom! je le sentis un jour que, dans le port de Londres[5]), j'étais monté à bord d'un vaisseau qui arrivait du Bengale.

C'était un bâtiment gigantesque qui contenait un équipage nombreux d'hommes de l'Indostan. Ces groupes grotesques, ces coiffures bigarrées, ces physionomies mystérieuses, ces gestes et ces mouvements singuliers, ces sons d'une langue étrangère, ces cris, ces rires, mais surtout la gravité qui régnait sur ces figures jaunes, dont les yeux noirs étincelaient sur moi comme des étoiles, avec une mélancolie bizarre, tout cela me fascinait comme si j'eusse été sous l'empire d'un charme; je me croyais transporté au milieu des contes de Schéhérazade, et je voyais déjà arriver les palmiers aux larges feuilles, les chameaux aux longs cous, les éléphants couverts d'or, et tant d'autres animaux et arbres fabuleux. Le subrécargue qui se trouvait sur le vaisseau ne comprenait pas mieux que moi le langage de ses compagnons; avec tout l'hébètement du phlegme britannique, il racontait je ne sais combien de choses de ces personnages, presque tous mahométans, et venus de tous les pays d'Asie, depuis les frontières de la Chine jusqu'au golfe arabique.[6])

Fatigué de l'occident comme j'étais alors, fatigué de l'Europe, je contemplais avec délices ce fragment oriental qui s'agitait sous mes yeux, et mon cœur oubliait les longues soirées d'hiver passées au triste Hanovre et dans les régions royales de Prusse[7]). Ces étrangers avaient lu sur ma figure le plaisir que me causait leur apparition;

[5]) Hier ist weggelassen „wo die indischen Docks sind."

[6]) Es blieb unübersetzt: „darunter sogar einige pechschwarze, wollhaarige Afrikaner." [7]) Hier hat Kaufmann sehr frei übersetzt.

ils devinaient que je brûlais de leur adresser quelques mots d'amitié; de mon côté, je croyais m'apercevoir que je leur plaisais, et qu'ils auraient désiré m'adresser aussi quelque chose d'agréable . . . . c'était un grand malheur qu'aucun de nous ne parlât la langue de l'autre.

A la fin je trouvai le moyen de leur faire connaître par un seul mot, mes dispositions bienveillantes, en leur tendant la main avec respect comme pour les saluer, je leur criai: Mahomet!

La joie rayonna subitement sur les sombres visages de ces étrangers; ils croisèrent avec humilité leur bras sur la poitrine, et pour me saluer à leur tour ils s'écrièrent: Bonaparte! Henry Heyne(1)

Dieſem Abſchnitte hat die Redaktion der Revue de Paris folgende Bemerkung beigegeben:

„Je ne sais si en France où Napoléon a aussi ses enthousiastes, qui personnifient en lui toute notre gloire militaire, on a jamais exprimé avec cette idolâtrie l'admiration due à ce grand nom. Voilà où en est aujourd'hui cette Allemagne qui en 1814 se souleva en masse contre le conquérant. Quant au mépris prodigué ici à lord Wellington, nous parlerions en France avec plus de dignité d'un ennemi, mais il n'est pas sans intérêt de remarquer qu'un poète anglais, lord Byron, a tour-à-tour maudit et raillé avec tout aussi peu de respect que M. Heyne le héros de l'Angleterre."

Hieraus erklären ſich die meiſten der in dieſem Abſchnitte angemerkten Abweigungen In den drei vorhergehenden Aufſätzen finden ſich nur geringe Aenderungen, auf deren Wiedergabe ich verzichten zu können glaubte.

9.

P. Brignault, (Urbain Didier) und A. Dupuy als franzöſiſche Heineüberſetzer.

Ich laſſe nun eine Ueberſetzung Heiniſcher Gedichte folgen, die ich in der Revue des deux mondes 1856, 6. Bd.

(1) Traduit par M. Kaufmann, docteur en philosophie.

S. 466—471 fand. Hier hat P. Brignault 10 Lieder Heine's übersetzt.

Betz erwähnt zwar auch diesen Uebersetzer und sagt: „Paul Brignaul. Vermutlich ein Pseudonym. Der unbekannte Dichter veröffentlichte in der Revue germanique im Dezember 1858 eine Serie von Liebesliedern unter dem Titel: „Baisers, chants d'amour traduits de l'allemand", unter denen sich sechs Umdichtungen Heine's befinden". Dann citiert Betz die Uebertragung des Liedes: „Küsse, die man stiehlt im Dunkeln".

Wer dieser pseudonyme Uebersetzer war, hätte Betz aus Meißner[1]) leicht ersehen können, dem er sonst öfters kleine Seitenhiebe versetzte.

Es ist nach Meißner Urbain Didier gewesen, der zwischen 1880—90 starb. Ein gewisser Charles Didier schrieb eine Reihe von Artikeln für die Revue des deux mondes.

Die Einleitung zu diesen Uebersetzungen lautet:

Poésies

traduites de Henri Heine.

Le livre des chants est une des œuvres de Henri Heine que la France connaît le moins. Dans les traductions qu'on va lire, on s'est essayé à reproduire quelques-uns des plus gracieux motifs de ce premier recueil du poète. Cette tentative nous a paru se recommander par un sentiment vrai des qualités de l'original allemand. On ne s'étonnera point de voir quelques chants de jeunesse d'Henri Heine publiés dans un recueil à qui l'auteur d'Atta Troll a tant de fois communiqué les œuvres de sa maturité.

[1]) Der Einfluß deutschen Geistes auf die französische Litteratur des 19. Jahrhunderts bis 1870. Von Dr. Fr. Meißner, Leipzig 1893.

Dann folgt zunächst eine Ueberſetzung des bekannten ſchönen Sonettes: „Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen", das der Dichter ſeiner geliebten Mutter widmete.

Es wurde auch von Nicolaus Martin überſetzt; ſeine Uebertragung citiert Betz S. 206. Ich laſſe nun die Ueberſetzung Brignault's folgen:

I.

A ma mère

Je porte haut le front, je suis fier, orgueilleux,
Et devant les plus grands je montre de l'audace,
A ce point que le roi, me regardant en face,
Ne pourrait me contraindre à détourner les yeux.

Mais je veux te le dire, un sentiment pieux
Domine ma superbe, ô mère, et me terrasse
En ta sainte présence; il ne reste plus trace
De ce ressort qui fait escalader les cieux.

Suis-je alors accablé, sans bien m'en rendre compte,
Par ton puissant esprit qui tout pénètre et monte
Et se perd dans le sein du Dieu qui l'a formé?

Ou n'est-ce pas plutôt la triste souvenance
D'avoir blessé ton cœur en mainte circonstance,
Ton cœur inépuisable et qui m'a tant aimé?

Die Ueberſetzung des zweiten an Sethe gerichteten Gedichtes „In ſtiller, wehmutweicher Abendſtunde" bot manche Schwierigkeiten und iſt ziemlich frei. Es trägt die Ueberſchrift: „La tresse blonde" und lautet:

II.

La tresse blonde.

A l'heure amollissante, où l'âme poétique
Remue en soupirant les cendres du passé,

Le soir, un souvenir vainement repoussé
Redouble autour de moi l'ombre mélancolique.

Je revois comme au fond d'un miroir fantastique
Ma maîtresse aux yeux bleus. Son beau sein oppressé
Soulève un corset rose étroitement lacé:
Elle est silencieuse; elle coud et s'applique.

Mais se levant soudain, de ses longs cheveux d'or
Elle coupe une tresse, — admirable trésor, —
Me le donne et me dit: Que ce soit notre chaîne!

Mon bonheur m'effraya! — Méphisto l'a troublé:
Il m'a mis cette tresse au cou, s'est attelé
A ce char de triomphe, et depuis il me traîne.

Dann folgt eine Ueberſetzung des ſchönen Gedichtes „Sie haben mich gequälet" aus dem ſchon oft überſetzten lyriſchen Intermezzo.

III.

Ni haine, ni amour.

J'ai connu plus d'une inhumaine
Parmi les filles d'alentour;
J'ai beaucoup souffert de leur haine
Et plus encore de leur amour.

Elles ont dans ma coupe pleine
Versé du poison chaque jour;
C'était tantôt poison de haine,
C'était tantôt poison d'amour.

Mais celle qui m'a fait la peine
La plus déchirante, à son tour,
N'a jamais eu pour moi de haine,
N'a jamais eu pour moi d'amour.

Daran schließt sich eine Uebersetzung der Romanze „Die Botschaft."

VI.

Le message.

Allons, mon écuyer, en selle:
Plus rapide que l'ouragan,
Cours au château du roi Duncan
Pour me quêrir une nouvelle!

Parmi les chevaux glisse-toi,
Et dis au valet d'écurie:
„Quelle est celle qui se marie,
Des deux filles de votre roi?"

Et s'il te répond: „C'est la brune",
Viens vite, et me le fais savoir;
Si: „La blonde", reviens ce soir,
Au pas, en regardant la lune.

Entre en passant chez le cordier,
Prends une corde et me l'apporte;
Ouvre bien doucement la porte,
Et ne dis rien, mon écuyer!

V.

Le souhait.

(Mädchen mit dem roten Mündchen, —)
Jeune fille aux lèvres roses,
Au regard limpide et doux,
Toujours, plus qu'a toutes choses,
Mon enfant, je pense à vous.

En ces longs soirs de décembre,
Je voudrais me reposer
Dans votre petite chambre,
Auprès de vous, et causer.

Saintement je voudrais prendre
Votre main chère aux douleurs,
La baiser et vous la rendre
Tout humide de mes pleurs.

VI.

Un secret.

(Sie haben Dir viel erzählet —)

Les gens graves l'ont pris très haut,
Ils m'ont traité de fou, d'infâme,
Mais ils n'ont point dit un seul mot
De ce qui me déchire l'âme.

Ils ont fait bien des embarras,
Ils ont gémi, sur ma parole;
Je suis un misérable, hélas!
Et tu les crois, petite folle!

Mais ils n'ont pas su, par bonheur,
La pire chose et la plus bête:
Celle-là, je l'ai dans mon cœur,
Et je la garde bien secrète.

Das folgende Gedicht findet sich auch im Magazin für die Literatur des Auslandes 1856, S. 624 gelegentlich einer Besprechung der Uebersetzungen von Brignault. Der Kritiker, ein Herr F. v. H., sagt von ihnen: „Die mitgeschickten Proben zeugen

von Geſchick und Verſtändnis, aber beweiſen freilich auch, daß die deutſche Sprache das ſchönſte Gewand für die Heiniſche Muſe iſt.“ —

VII.

Le fond du cœur.

(Wie des Mondes Abbild zittert — —)
Ainsi que dans la mer, dans les flots en courroux
De la lune tremble l'image,
Tandis qu'au firmament l'astre paisible et doux,
Suivant sa loi, fait son voyage,
Ainsi, tandis que toi tu vas sur la hauteur
Calme et tendant au but suprême,
C'est que mon cœur tremble lui-même!

VIII.

Le rêve.

(Im Traum sah ich die Geliebte, —)
J'ai vu ma bien-aimée en rêve:
Une épouvantable douleur
Avait arrêté toute sève,
Avait desséché toute fleur.

Elle avait un enfant débile
Sur les bras, un autre à la main;
Son regard, sa marche inhabile,
Criaient la misère et la faim.

Comme elle traversait la place,
J'accourus, la tristesse au cœur
(La pitié fit fondre la glace),
Et je lui dis avec douceur:

„Tu souffres, ta vie est amère,
Viens dans ma maison, prends ma main;
Mon labeur suffira, j'espère
A te donner un peu de pain.

„J'aimerai d'un amour extrême
Ces petits enfants, mais pourtant
Plus que toutes choses toi-même,
Ma chère et malheureuse enfant!

„Je garderai bien enfermée
Ma faiblesse; mais si tu meurs,
J'irai, ma douce bien-aimée,
Sur ta tombe verser des pleurs."

IX.

Départ.

(Wasserfahrt; ich stand gelehnet an den Mast —)

Je regardais, l'âme attendrie,
Notre sillon dans le flot bleu.
„Adieu, disais-je, ô ma patrie!
Mon navire est rapide, adieu!"

La maison de ma bien-aimée
Se trouvait sur notre chemin;
J'espérais! . . . . O vaine fumée!
Pas même un signe de la main!

Cessez de couler, ô mes larmes!
Séchez-vous, que je puisse y voir;
Et toi, mon cœur, cherche des armes
Contre l'immense désespoir.

X.

Le cercueil.

(Die alten bösen Lieder, —)
Vieilles chansons et rêves creux,
Tout ce fatras jaune et poudreux
(Triste et stérile offrande!)
Mes amis, je lui veux ouvrir
Une tombe; allez me quérir
La bière la plus grande.

Car je ne dois point mettre seul,
Mon pauvre esprit dans le linceul;
J'ai le dessein d'y coudre
Autre chose encore, et partant
Il me faut un cercueil plus grand
Que d'Heidelberg le foudre.

A me procurer un brancard
Employez, amis, tout votre art,
Toute votre science:
Il me faut un brancard plus long
Et plus solide que le pont,
Que le pont de Mayence.

Puis faites-moi venir céans
Douze porteurs, douze géants,
N'épargnez point l'étoffe!
Il me les faut plus vigoureux
Qu'à Cologne le bienheureux,
Bienheureux saint Christophe.

C'est pour emporter le cercueil,
Et le jeter, énorme écueil,

Dans la mer; qu'il y tombe!
Ce lieu n'est pas indifférent,
Car il faut qu'un cercueil si grand
Ait une vaste tombe.

Or savez-vous pourquoi je veux
Un cercueil aussi spacieux?
Dites, que vous en semble? —
C'est que je projette en ce jour
D'y placer aussi mon amour
Et ma douleur ensemble.

P. Vrignault.

Eine verſchollene Uebertragung mehrerer anderer Lieder fand ich in „Le Voleur, gazette des journaux français.“ Redigé par Adolphe Dupuy, Lpzg 1840. Hier finden ſich 5 Gedichte Heine's vom Redakteur ſelbſt überſetzt, S. 239—40. Da dieſe Zeitſchrift nicht leicht zugänglich iſt, mögen die ſchönen Verſe hier folgen.

Poésie.

Lieder,

Traduits de H. Heine.

I.

Mädchen mit dem roten Mündchen.
Jeune fille à la bouche rose
Avec tes yeux d'amour,
A toi, charmante fleur éclose,
Je pense tout le jour.

Oh! qu'elle est longue la soirée
De décembre aujourd'hui;
Je voudrais, ô fille adorée!
Te voir en mon ennui.

Et de ta causerie aimée
Savourer la douceur,
Dans ta chambrette parfumée
Seul avec toi, ma sœur.

Et je presserais sur ma bouche
Ta blanche et douce main;
O bonheur! penchés sur ta couche,
De pleurer sur ton sein!

II.

Mein Kind, was willst Du mehr?

A toi les biens dont cette vie abonde,
A toi le luxe et les perles et l'or!
Puis n'as-tu pas les plus beaux yeux du monde?
Dis, mon enfant, que veux-tu donc encore?

Pour ces beaux yeux, ma joie et ma souffrance,
Plus d'une fois ma Muse a pris essor,
T'ai-je pas fait force sonnets et stances,
Dis, mon enfant, que veux-tu donc encore?

Oh! ces beaux yeux ont tourmenté mon âme,
Brisé mon cœur dans son plus doux essor;
Et dans mon sein brûle une sombre flamme.
Dis, mon enfant, que veux-tu donc encore?

III.

Ueber die Berge steigt schon die Sonne.
Le soleil a déjà rougi le mont vermeil,
Les troupeaux dans la pleine en bêlant se répandent;
Je pars; les bords lointains, hélas! me redemandent,
Chère adorée, adieu, ma beauté, mon soleil!

C'est en vain que j'attends, sa fenêtre est muette,
Adieu, ma douce enfant, je pars bien loin de toi;
Nulle ombre ne paraît au rideau que je guette,
Elle repose encore, elle rêve . . . . . de moi!

IV.

Der Herbstwind rüttelt die Bäume.
Le vent d'automne agite les grands chênes,
Froide est la nuit, et sombres les guérets;
Dans mon manteau qui flotte au vent sans gêne,
Seul je chevauche à travers la forêt.

Et devant moi mes pensées qui voltigent
Marchent riant, causant et folâtrant,
Et vont poussant mon cœur qu'elles dirigent
Vers la maison où mon aimée attend.

J'entends les chiens hurler dans les ténèbres,
Un valet sort apportant des flambeaux;
Je cours; les escaliers rendent de sons funèbres,
Mes éperons sonnent sur les carreaux.

Dans un salon de parfum, de lumière
Resplendissant, j'entre pressant le pas;
Ma bien-aimée, oh! c'est toi que j'espère!
Un cri d'amour, et je suis dans ses bras! . . . .

Le vent mugit; la voix de la tempête
Une voix douce et tremblante de pleurs,
Va murmurant: ô men pauvre poète,
Que veux-tu donc, pâle et courbant la tête,
Avec ton rêve et ses charmes trompeurs?

V.

Herz, mein Herz sei nicht beklommen!
Cœur, mon cœur, point ne te serre,
Et supporte ton malheur;
Le printemps rend à la terre
Ce qu'hiver lui prit, mon cœur.

Et combien te reste encore!
Ah! le monde est toujours beau,
Es tout ce qu'a l'air sonore
Es le ciel, la terre et l'eau.

C'est à toi mon cœur, adore,
Aime! — la nature à toi!
Le soir, le couchant, l'aurore . . . .
Aime! vis, mon cœur, sois rois!

10.

Proben engliſcher und ſpaniſcher Uebertragungen Heiniſcher Poeſien.

Dieſen Uebertragungen Heiniſcher Lieder ins Franzöſiſche möchte ich noch einige von engliſchen und ſpaniſchen Ueberſetzern beifügen.

In den „Borrowed plumes“ von J. D. B. Gribble[1]) findet sich unter anderem eine Uebersetzung von „Du bist wie eine Blume.“

Like to a lovely flower,
So pure, so chaste thou art:
But as I see thee, sadness
Comes stealing o'er my heart.

And then upon thy forehead
My hands I fain would place,
Praying that God may keep thee
So pure, so fair and chaste.

Von H. Phillips[2]) lasse ich folgen: „Hör' ich das Liedchen —“.

Whene'er I hear that song again
My darling used to sing,
My beast is raked with savage pain,
My heart doth madly spring.

A gloomy yearning sends my soul
Into the forest drear,
Where misery beyond control
Bursts forth in many a tear.

Eine spanische Uebersetzung von „Ein Fichtenbaum steht einsam —“ lautet:

Se alza un pino solitario
Del Norte en páramo yerto.
Dormita: con alba veste
Hielo y nieve lo han cubierto.

---

[1]) Vgl. mein Buch „Heinrich Heine's Familienleben“, Fulda 1895. 162.
[2]) Ebenda, S. 167.

Sueña con una palmera
Que en el Oriente distante,
Sola, en silencio se aflige
En un peñasco abrasante.

11.

Dr. Ed. Duller über Heine's Geburtsjahr.

Zum Schluß dürfte ein neues Zeugnis für Heine's Geburtsjahr gerade jetzt, wo es bald hundert Jahre werden, daß er das Licht der Welt erblickte, recht willkommen sein, wenn auch bei sehr vielen Forschern der 13. Dezember 1799 schon als unverrückbares Datum gilt.

Im „Phoenix" vom Jahre 1838 schreibt Dr. Ed. Duller: „Es ist bekannt, daß sieben Städte des Altertums um die Ehre stritten, Homer geboren zu haben. Bei Heinrich Heine ist über seinen Geburtsort kein Streit, desto mehr aber über sein Geburtsjahr. Und wenn auch noch kein Streit, so ist doch bereits die Irrung, die Variante da. Guden bezeichnet in seinen „chronologischen Tabellen zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationallitteratur" (1831) das Jahr 1797 als Heine's Geburtsjahr; das nämliche thut Ferd. Stolle in seiner „National-Versammlung der deutschen Lyriker des 18. und 19. Jahrhunderts" (1838), während andere es noch weiter an die Grenze schieben, nämlich in 1800. Beides unrichtig. Heine ist laut Geburtsschein 1799 am 13. Dezember geboren. Sein Tauftag war der 28. Juni 1825."

Dr. Duller machte schon im Jahrgang 1836 der genannten Zeitschrift „Zur Biographie Heine's" dieselben Angaben. Da noch sehr viele andere Zeugnisse für diese Datierung sprechen — vgl. noch zuletzt Frankfurter Zeitung 1897, Nro. 148, I —. So dürfte nunmehr jeder Zweifel darüber beseitigt sein.

Druck von Berger & Behrend, Lucka S.-A.